

Gottfried Martens

Zur Antwort bereit



Sola-Gratia-Verlag

Gottfried Martens
Zur Antwort bereit

Gottfried Martens:

Zur Antwort bereit

**Hilfen zum Gespräch
über den christlichen Glauben**



Sola-Gratia-Verlag Rotenburg (Wümme)

2022

www.sola-gratia-verlag.de

ISBN der Print-Ausgabe: 978-3-948712-16-7

Verlagsnummer: 033-01-21

Titelbild: Kruzifix in der St.-Marien-Kirche Berlin-Zehlendorf (SELK).

Foto: Michael Tschirsch

Die Bibelzitate sind der Übersetzung von Martin Luther entnommen
(revidierte Fassung von 1984).

Inhaltsverzeichnis

Vorwort des Verlegers.....	<u>7</u>
Erster Teil: Woran ich glaube.	<u>8</u>
Ich glaube an Gott.....	<u>8</u>
1. Jeder Mensch glaubt an seinen Gott.....	<u>8</u>
2. Glauben heißt Vertrauen.....	<u>9</u>
3. Der Glaube an Gott wird provoziert.....	<u>10</u>
4. Der Glaube an Gott ist vernünftig.....	<u>11</u>
Ich glaube, dass ich geschaffen bin.....	<u>12</u>
1. Diese Welt ist nicht durch Zufall entstanden.....	<u>12</u>
2. Ich glaube, dass ich geschaffen bin.....	<u>14</u>
3. Gottes Schöpfung ist gut.....	<u>14</u>
4. Weil das menschliche Leben von Gott geschaffen ist, ist es heilig.....	<u>16</u>
Ich glaube, dass ich ein Sünder bin.....	<u>17</u>
1. Sünde ist nicht Unmoral.....	<u>17</u>
2. Sünde ist Trennung von Gott.....	<u>18</u>
3. Sünde muss geglaubt werden.....	<u>19</u>
4. Sünde kann vergeben werden.....	<u>20</u>
Ich glaube, dass Gott Mensch geworden ist.....	<u>21</u>
1. Wer „Gott“ sagt, muss auch „Christus“ sagen.....	<u>21</u>
2. Gott hat sich selbst definiert.....	<u>23</u>
3. Gott geht in die Geschichte ein.....	<u>24</u>
4. Gott wird solidarisch.....	<u>25</u>
Ich glaube, dass Christus für mich gestorben ist.....	<u>26</u>
1. Der Kreuzestod Christi war kein Betriebsunfall.....	<u>27</u>
2. Der Kreuzestod Christi war notwendig.....	<u>28</u>
3. Der Kreuzestod Christi ist Tat der Liebe Gottes.....	<u>29</u>
4. Der Kreuzestod Christi zeigt, wie Gott mit uns Menschen umgeht.....	<u>30</u>
Ich glaube, dass Christus auferstanden ist und lebt.....	<u>31</u>
1. Die Auferstehung Jesu ist etwas schlechthin Einmaliges und Neues.....	<u>32</u>
2. Für das Geschehen der Auferstehung Jesu gibt es gute Argumente.....	<u>33</u>
3. Die Auferstehung Jesu hat Auswirkungen auf uns.....	<u>35</u>

Ich glaube, dass Christus wiederkommt..	<u>36</u>
1. Christus ist nicht verschwunden..	<u>36</u>
2. Christus bleibt der Herr der Welt..	<u>37</u>
3. Christus wird wiederkommen..	<u>38</u>
Ich glaube an den Heiligen Geist..	<u>40</u>
1. Wer ist der Heilige Geist?.	<u>40</u>
2. Was bewirkt der Heilige Geist?.	<u>42</u>
3. Wie bekommen wir den Heiligen Geist?.	<u>44</u>
Ich glaube, dass ich ein Glied am Leib Christi bin..	<u>45</u>
1. Die Kirche ist kein Verein..	<u>45</u>
2. Die Kirche ist erkennbar..	<u>47</u>
3. In der Kirche gibt es Ämter und Dienste..	<u>48</u>
Ich glaube, dass ich für immer mit Christus leben werde...	<u>49</u>
1. Der Tod ist etwas Unnatürliches..	<u>50</u>
2. Im Tod fällt eine letzte Entscheidung..	<u>51</u>
3. Der Tod ist für uns Christen ein Durchgangstor zum Leben..	<u>52</u>
4. Der Tod ist das Ende unserer Zeitlichkeit..	<u>53</u>

Zweiter Teil:

Was gegen den christlichen Glauben vorgebracht wird.	<u>55</u>
Ich bin nun mal nicht religiös..	<u>55</u>
Die Wissenschaft hat den Glauben an Gott widerlegt..	<u>60</u>
Jeder Mensch soll seinen eigenen Glauben haben..	<u>66</u>
Wie kann Gott so viel Schlimmes in der Welt zulassen?.	<u>71</u>
Religion ist Opium für das Volk..	<u>77</u>
Man kann doch heute nicht mehr an die Bibel glauben..	<u>82</u>
Dass Jesus gelebt hat und auferstanden ist, lässt sich nicht beweisen..	<u>88</u>
Die Kirche hat in ihrer Geschichte viele Verbrechen begangen..	<u>94</u>
Ich kann nicht an einen Gott glauben, der Menschen in die Hölle schickt..	<u>99</u>
Bei den vielen verschiedenen Kirchen weiß man doch gar nicht, was richtig ist..	<u>105</u>
Ich kann auch ohne Kirche Christ sein..	<u>111</u>

Vorwort des Verlegers

„Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist“, schreibt der Apostel Simon Petrus in seinem ersten Brief (1. Petrus 3,15). Die Christen seiner Zeit lebten unter Menschen, die mehrheitlich keine Ahnung vom dreieinigen Gott und vom Seligwerden hatten. Heute befinden sich Christen zunehmend wieder in derselben Situation. Desto wichtiger ist es, dass sie Antwort geben können, wenn man sie nach ihrem Glauben fragt. Dafür ist es nötig, dass sie gut über ihn Bescheid wissen und auch häufige Einwände kennen.

Dieses Büchlein möchte dazu einen Beitrag leisten. Es enthält Texte von Dr. Gottfried Martens, evangelisch-lutherischer Gemeindepfarrer in Berlin. Er hatte sie vor einiger Zeit für seine damalige Gemeinde verfasst. Regina Gramm hat diese Artikel zur Veröffentlichung als Buch zusammengestellt und leicht bearbeitet. Ich bin dankbar dafür, dass ich diese klaren, hilfreichen Worte im Sola-Gratia-Verlag veröffentlichen darf. Möchten sie allen, die sie lesen, den rechten christlichen Glauben vertiefen und bezeugen helfen.

Rotenburg, im März 2022

Matthias Krieser

Erster Teil:

Woran ich glaube

Ich glaube an Gott.

1. Jeder Mensch glaubt an seinen Gott.

Wenn wir bekennen: „Ich glaube an Gott“, dann mögen wir meinen, wir würden uns mit diesem Bekenntnis von den meisten Menschen in unserer Umgebung unterscheiden. Doch dies ist nur zum Teil richtig. Denn in Wirklichkeit glaubt jeder Mensch an seinen Gott. Die Frage ist nicht die, ob ich an Gott glaube, sondern an welchen Gott ich glaube. Martin Luther hat dies in seinem Großen Katechismus sehr schön formuliert: „Woran Du Dein Herz hängst und worauf Du Dich verlässt, das ist eigentlich Dein Gott.“

Was ist das Wichtigste in meinem Leben; was hält und trägt mich? Diese Frage wird von Menschen ganz unterschiedlich beantwortet – sei es, dass sie sich darüber tatsächlich Gedanken gemacht haben, oder sei es, dass sie diese Frage einfach durch die Art und Weise beantworten, in der sie leben: Für viele Menschen ist ihr Geld und Besitz das Wichtigste im Leben und damit ihr Gott. Für andere ist es vielleicht das Auto oder die Karriere, das Ansehen bei den anderen. Wieder andere meinen, sie würden sich nur auf ihre eigene innere Kraft verlassen, nur an sich selber glauben, sind sich selber ihr eigener Gott. Doch wenn wir solche „Götter“ auflisten, merken wir schon: All dies verdient den

Namen „Gott“ letztlich doch nicht zu Recht. Denn wenn es in meinem Leben wirklich drauf ankommt, allerspätestens wenn es ans Sterben geht, dann nützt mir all mein Geld und Besitz nichts, auch nicht mein Auto, meine Karriere oder all das, was andere von mir halten. Und dann merke ich erst recht, dass ich mich selber nicht halten und tragen kann. Spätestens dann beginnen wir hoffentlich zu ahnen, dass es nur Einen gibt, der wirklich mit Recht Gott genannt werden kann und auf den allein es sich zu verlassen lohnt: ER, der lebendige Gott, den nicht wir uns geschaffen haben, sondern der uns geschaffen hat.

2. Glauben heißt Vertrauen.

Aus dem bisher Gesagten wird schon deutlich, was „Glauben“ eigentlich heißt: „Glauben“ heißt nicht bloß: „Vermuten“. In diesem Sinne wird das Wort „Glauben“ in unserer Sprache heute ja zumeist verwendet: „Ich glaube, dass morgen die Sonne scheinen wird“, oder: „Ich glaube, dass Deutschland dieses Jahr Fußballweltmeister wird“. „Glauben“ ist in diesem Fall ein schöner Wunsch, mehr nicht, jedenfalls etwas, was weniger fest ist als Wissen. Oder „Glauben“ wird im Sinne von „Einbildung“ verstanden: „Man muss nur fest genug daran glauben“, heißt es dann etwa, oder man zitiert das Wort Jesu von dem Glauben, der Berge versetzen kann, in einem ganz anderen Zusammenhang (Matthäus 17,20; 21,21).

Wenn wir in unserem Glaubensbekenntnis sprechen: „Ich glaube an Gott“, dann meinen wir etwas ganz anderes. Dann heißt das nicht: „Ich vermute, dass es irgendwo da oben ein höheres Wesen gibt“. Es heißt auch nicht: „Kann sein, dass es Gott gibt, kann auch nicht sein.“ Und es bedeutet auch nicht, dass wir versuchen, uns selber etwas vorzumachen, uns selber mit dem Gedanken an Gott zu beeinflussen. Sondern „Glauben“ heißt „Vertrauen“, sich auf etwas – nein: auf jemanden! – verlassen, auch wenn man ihn nicht sieht und keine Beweise hat. In diesem Sinne „glauben“ wir auch jeden Tag im Alltag: Wir steigen

in einen Bus und vertrauen darauf, dass er uns an die gewünschte Bushaltestelle fährt, ohne vom Busfahrer dafür vorher einen Beweis zu fordern. Und wenn zwei Ehepartner bei der Hochzeit einander versprechen, einander treu zu bleiben und einander zu lieben, dann verlässt sich auch der eine auf den anderen, glaubt an ihn in diesem Sinne. Ja, es wäre geradezu fatal, wenn der eine Partner vom anderen schon im Vorhinein einen Beweis für sein Versprechen verlangen würde, denn ein solches Misstrauen würde die Beziehung ja gerade in Frage stellen und zerstören.

„Ich glaube an Gott“ – das heißt also: „Ich vertraue auf Gott“, „Ich vertraue darauf, dass Gott mein Leben in seiner Hand hält“. Das heißt: Ich vertraue darauf, dass Gott zuverlässiger ist als jeder menschliche Partner, dass er sein Versprechen niemals bricht, dass er mein Leben in seiner Hand hält und er mich niemals fallen lässt. Und das ist eben nicht nur eine theoretische Aussage, sondern das ist etwas, was wir in unserem ganzen Leben dann immer wieder durchbuchstabieren müssen und dürfen, in guten und in schweren Zeiten, wenn wir merken, dass uns sonst nichts mehr hält und trägt. Da merken wir dann, wie praktisch und lebensnah diese Aussage ist und wird: „Ich glaube an Gott.“

3. Der Glaube an Gott wird provoziert.

Wie kommen wir nun dazu, dass wir dieses Bekenntnis selber mit-sprechen können: „Ich glaube an Gott“? Gibt es so etwas wie einen Trick, der einem hilft zu glauben? Gibt es vielleicht irgendwelche Techniken, Meditationstechniken zum Beispiel, die uns zum Glauben führen können? Oder ist der Glaube an Gott einfach nur eine Frage des guten Willens? Oder ist Glauben einfach nur eine Frage der Veranlagung oder der Erziehung? Muss man eben einfach ein wenig leichtgläubig oder naiv veranlagt sein oder in seiner Kindheit entsprechend religiös geprägt worden sein, um glauben zu können, während „Verstandesmenschen“ oder Menschen, die nun einmal anders

erzogen worden sind, eben nicht glauben können, „religiös unmusikalisch“ sind?

All dies ist nicht der Fall. Ein Grundsatz unseres Glaubens in Martin Luthers Kleinem Katechismus lautet: „Ich glaube, dass ich nicht glauben kann.“ Wenn jemand behauptet: „Ich kann nicht an Gott glauben“, dann können wir ihm nur beipflichten: „Das kann ich auch nicht.“ Wir können weder bei uns selbst noch bei anderen den Glauben hervorrufen. Sondern wenn wir bekennen können: „Ich glaube an Gott“, dann hat Gott selbst zuvor in unser Leben eingegriffen und diesen Glauben und dieses Bekenntnis hervorgerufen, auf gut Latein: Er hat selber diesen Glauben „provoziert“. Wir können uns also nicht den Glauben „aus den Rippen leiern“, sondern wir können immer nur staunend feststellen: Gott hat mich mit seinem Wort gleichsam „getroffen“ – und nun glaube ich an ihn. Wie Gott uns erreicht und den Glauben in uns provoziert, das kann in der Biografie von Menschen ganz unterschiedlich aussehen. Gewiss gibt es Menschen, die so etwas wie ein plötzliches „Bekehrungserlebnis“ hatten. Die meisten Menschen führt Gott dagegen sehr viel unauffälliger, mitunter auch auf ganz langen, verschlungenen Wegen dahin, dass sie schließlich doch dieses Bekenntnis mitsprechen können: „Ich glaube an Gott, ich vertraue ihm.“ Und doch bleibt immer er es, der diesen Glauben wirkt.

4. Der Glaube an Gott ist vernünftig.

Wenn wir auch bei keinem Menschen selber den Glauben hervorrufen können, nicht mit Tricks oder Überredung und auch nicht mit noch so guten Argumenten, so können wir doch gleichsam rückblickend durchaus über den Glauben an Gott mit unserem Verstand nachdenken und feststellen: Der Glaube an Gott ist durchaus vernünftig.

Dies ist das berechtigte Anliegen derer, die sich im Verlauf der Geschichte immer wieder an sogenannten „Gottesbeweisen“ versucht haben. Gewiss kann ich keinen Menschen mit einem „Gottesbeweis“ zur

Anerkennung der Existenz Gottes führen. Aber ich kann sehr wohl fragen: Ist es vernünftiger, nicht an Gott zu glauben? Ist es vernünftiger, diese Welt und das Leben ohne Gott verstehen und erklären zu wollen? Und was tritt dann an Erklärungsversuchen an die Stelle Gottes? Und da brauchen wir uns als Christen nicht zu verstecken. Nein, wir brauchen als Christen nicht unseren Verstand an der Garderobe abzugeben. Und wir brauchen erst recht nicht rot anzulaufen, wenn wir auf unseren Glauben an Gott angesprochen werden, als würde man uns da bei etwas Unanständigem oder Peinlichem erwischen. Glauben bedeutet keine Verengung unserer Wahrnehmung, sondern im Gegenteil eine Erweiterung unserer Perspektive. Und darüber können wir durchaus auch ganz vernünftig mit Menschen sprechen, die mit dem Gott, an den wir glauben, nichts zu tun haben wollen.

Aber dass wir es dabei nicht vergessen: Glauben ist viel mehr als bloß die Anerkennung eines Sachverhalts. Glauben in seinem eigentlichen Sinn meint ein persönliches Vertrauensverhältnis zu dem Gott, der sich uns zu erkennen gegeben hat und sich uns zuwendet. Darum kann die Heilige Schrift den Glauben auch immer wieder als „Gemeinschaft mit Gott“ oder ganz konkret als „Gemeinschaft mit Christus“ beschreiben. Wenn wir sagen: „Ich glaube an Gott“, dann haben wir damit unsere Zuschauerrolle aufgegeben und reden bewusst als Betroffene. Und als Betroffene erkennen wir: „Ich glaube an Gott“ – dieser Satz beschreibt die beglückendste Entdeckung, die wir überhaupt machen können.

Ich glaube, dass ich geschaffen bin.

1. Diese Welt ist nicht durch Zufall entstanden.

„Was ist der Ursprung dieser Welt?“ „Wie ist die Welt entstanden?“ „Warum ist diese Welt so, wie sie ist?“ Diese Fragen bewegen die Menschen seit alters her. Die Naturwissenschaften versuchen, diese

Frage zu beantworten. Dabei müssen sie bei der Methode, die sie benutzen, Gott erst einmal ausklammern. Dagegen ist auch nichts einzuwenden. Interessant ist jedoch, dass in den Erklärungsversuchen der Naturwissenschaften immer wieder ein anderes Erklärungsprinzip an die Stelle Gottes tritt: der Zufall, der für alle Entwicklungen verantwortlich ist, oder, noch unverblümter religiös formuliert: „die Natur“, die angeblich dieses oder jenes so eingerichtet hat. Die Naturwissenschaften stehen vor einer ganzen Reihe von Phänomenen, die sie letztlich nicht erklären können. Das vielleicht beeindruckendste ist die Tatsache, dass die Entstehung einer jeden Zelle eines jeden Lebewesens auf dieser Erde, vom Einzeller in der Antarktis über einen japanischen Kirschbaum und einen Löwen in Afrika bis hin zu einem jeden Menschen, von derselben hochkomplizierten, ja genialen Sprache in den Genen, dem sogenannten genetischen Code, gesteuert wird. Würde man in der Wüste Sahara einen Computer finden, so würde kein Mensch auf die Idee kommen zu meinen, dieser habe sich dort im Laufe von Jahr-millionen wahrscheinlich selbst entwickelt. Die Wahrscheinlichkeit, dass dieser genetische Code sich durch Zufall entwickelt hat, ist jedoch etwa so groß wie die, dass, wenn man eine Druckerei in die Luft sprengt, dabei aus den umherfliegenden Drucklettern ein fertiges Buch entsteht. Problematisch wird es da, wo Naturwissenschaftler die sich selbst gesteckten Grenzen nicht mehr wahrnehmen und aus ihren Hypothesen, die sie innerhalb dieser Grenzen formulieren, eine Ideologie machen. Dies wird besonders deutlich, wenn man es wagt, sachlich begründete Anfragen – und die gibt es zuhauf! – an die Evolutionstheorie zu richten. Die emotionalen Reaktionen, die solche Anfragen beispielsweise bei vielen Biologielehrern hervorrufen, zeigen, dass für sie diese Theorie eben viel mehr ist als bloß eine Theorie: Sie ist für sie die einzige Alternative, um sich nicht dem Anspruch eines Schöpfers auf ihr Leben stellen zu müssen. Als Christen haben wir jedenfalls guten Grund, nicht an „den Zufall“ oder an „die Natur“, sondern an Gott, den Schöpfer, zu glauben, dem diese Welt ihre Existenz verdankt und der auch hinter der universellen Sprache des Lebens steht.

2. Ich glaube, dass ich geschaffen bin.

Der christliche Glaube braucht die Diskussion um die Entstehung der Welt und des Lebens nicht zu scheuen. Dennoch begnügt er sich nicht damit, Aussagen über die Schöpfung am Anfang dieser Welt zu machen. Sein Ziel erreicht der Glaube an Gott den Schöpfer erst da, wo wir mit dem Kleinen Katechismus Dr. Martin Luthers bekennen: „Ich glaube, dass *mich* Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen“. Natürlich sind wir aufgeklärte Menschen und wissen, dass wir weder vom Himmel gefallen noch vom Klapperstorch gebracht worden sind. Doch dieses Wissen widerspricht nicht dem Glauben, dass jeder einzelne von uns sagen kann, dass er persönlich von Gott so geschaffen worden ist, wie er ist. Gott gebraucht da, wo er mit uns Menschen umgeht, immer wieder „Mittel“. Dies gilt nicht nur da, wo er uns in der Kirche sein Heil schenkt; dies gilt auch in der Schöpfung: Durch unsere Eltern hat Gott uns so gemacht, wie wir sind. Alle Fähigkeiten, die wir besitzen, verdanken wir Gott, und auch alle Grenzen, die wir haben, haben in Gottes Augen ihren guten Sinn. Behinderte und nicht behinderte Menschen, geistig eingeschränkte Menschen und Genies sind alle in der gleichen Weise gute Geschöpfe Gottes. Geschaffen hat Gott uns Menschen als sein Gegenüber, als sein „Ebenbild“, wie es die Heilige Schrift formuliert. Darum erfüllen wir unsere letzte Bestimmung als Menschen nur da, wo wir uns unserem Schöpfer zuwenden, ihn loben und ihm danken für seine Schöpfergüte und von ihm alles in unserem Leben erwarten.

3. Gottes Schöpfung ist gut.

Es gibt Religionen, die alles Materielle, Irdische als negativ werten und die Erlösung des Menschen darin sehen, dass sie sich von allem Irdischen, Materiellen freimachen und der reinen, gottähnlichen Seele helfen, dem Gefängnis des Leibes zu entkommen. Dieses Verständnis

teilt der christliche Glaube nicht. Trotz aller in den Medien immer wieder auftauchender Klischees von der angeblichen „Leibfeindlichkeit“ des christlichen Glaubens sieht dieser im Gegenteil unsere Leiblichkeit und unsere Geschöpflichkeit als etwas ausgesprochen Positives. Weil Gott unseren Leib geschaffen hat, darum ist er gut, darum ist beispielsweise auch unsere Sexualität eine gute Gabe Gottes. Weil Gottes Schöpfung etwas Gutes ist, darum ist der Sohn Gottes auch selber ganz Mensch geworden, mit einem menschlichen Leib, und darum wird uns auch das Heil in der Kirche durch die Sakramente leiblich und nicht bloß geistig vermittelt, sondern unter Einbeziehung unseres Körpers. Der Körper ist nicht ein beliebig austauschbares Gefäß der Seele, die sich dann nach dem Tod des Körpers einfach das nächste Gefäß sucht, sondern Leib und Seele bilden eine Einheit: Wir sind das, was wir sind, nur mit Leib und Seele, könnten ohne unseren Leib auch gar nicht miteinander kommunizieren. Entsprechend feiern wir auch zu Ostern die leibliche Auferstehung unseres Herrn und warten darauf, dass auch wir einmal mit einem neuen Leib für immer mit Christus leben werden.

Weil wir als Christen wissen, dass auch unsere „Umwelt“ in Wirklichkeit Gottes gute Schöpfung ist, darum ist es unser Auftrag, mit dieser Umwelt auch sorgsam und verantwortungsvoll umzugehen. Wir sollen uns immer wieder daran erinnern, dass Gott uns die Schöpfung anvertraut hat und wir über unseren Umgang mit ihr einmal vor ihm werden Rechenschaft ablegen müssen. Wenn wir uns als Christen für einen sorgsamen Umgang mit unserer Umwelt einsetzen, tun wir dies nicht, weil wir meinen, wir müssten diese Welt durch unseren Einsatz retten. Das können wir nicht und das brauchen wir nicht. Gerade weil wir aber an Gott den Schöpfer und Vollender dieser Welt glauben, können wir uns ohne Panik den drängenden Fragen widmen, wie wir unseren Nachkommen diese Schöpfung in einem Zustand hinterlassen, der auch ihnen ein gutes Leben auf dieser Erde ermöglicht.

4. Weil das menschliche Leben von Gott geschaffen ist, ist es heilig.

„Heilig“ ist ein kirchlicher Fachausdruck und bedeutet so viel wie: „zu Gott gehörend“. Dass das menschliche Leben heilig ist, heißt also: Es gehört Gott allein; kein Mensch hat das Recht dazu, über dieses Leben zu verfügen und es zu beenden. Diese Botschaft von der Heiligkeit des Lebens haben Christen heute besonders deutlich zu vertreten. Wir leben in einer Zeit, in der menschliches Leben immer mehr danach beurteilt wird, ob und inwieweit es „funktioniert“. Ein Mensch, der nicht richtig funktioniert, der nichts mehr oder noch nichts zu leisten vermag, ist dann eigentlich kein richtiger Mensch. Entsprechend haben sich Menschen seit dem letzten Jahrhundert in unvorstellbarem Ausmaß angemaßt, selber zu entscheiden, welches menschliche Leben „lebenswert“ und welches Leben „lebensunwert“ ist. Behinderte Menschen galten und gelten vielfach als „lebensunwert“. Entsprechend wurde ihre Tötung im Dritten Reich angeordnet, müssen sich heute Eltern von behindert geborenen Kindern schon vielfach Vorwürfe anhören, weshalb sie ihr Kind nicht rechtzeitig „weggemacht“ haben und damit nun die Gesellschaft belasten. Schließlich ist es in Deutschland seit 1995 erlaubt, behinderte Kinder selbst noch kurz vor der Geburt zu töten. Die Auffassung, dass menschliches Leben zum Nutzen für andere Menschen getötet werden darf, setzt sich in unserem Land immer mehr durch. Dies gilt gleichermaßen für die Diskussion um das „sozialverträgliche Frühableben“, um die aktive Sterbehilfe, um die Frage der Zulässigkeit von Abtreibungen bis hin zu der Entscheidung des Bundestages, die Forschung an Stammzellen von Embryonen, die zu diesem Forschungszweck getötet wurden, wenn auch in bestimmten Grenzen, zuzulassen.

Gregor Gysi, ein prominenter Politiker der „Linken“, hat sehr recht, wenn er wiederholt betont hat, dass es ohne den Glauben an Gott letztlich keine verbindliche Begründung von Werten in der Gesellschaft geben kann. Gerade darum ist es eine besondere Aufgabe für uns

Christen, aller „Verzweckung“ menschlichen Lebens entgegenzutreten mit dem Bekenntnis zu Gott dem Schöpfer, der allein dem menschlichen Leben seine unverwechselbare Würde verleiht und dem allein die Verfügungsgewalt über unser menschliches Leben gebührt.

Ich glaube, dass ich ein Sünder bin.

1. Sünde ist nicht Unmoral.

Zu den verbreitetsten Klischees über den christlichen Glauben gehört dieses, dass die Kirche eine Anstalt zur allgemeinen moralischen Aufrüstung sei, in der die Kirchglieder sonntags regelmäßig als „Sünder“ beschimpft werden von älteren Herren, die sich selber für sündlos halten, in Wirklichkeit aber eine merkwürdige Doppelmoral pflegen. „Sünde“ wird in diesem Zusammenhang dabei stets als moralisches Fehlverhalten verstanden, das sich im wesentlichen auf das Gebiet der Sexualität konzentriert, oder aber auch allgemein als Abweichen von völlig verstaubten und überholten Moralvorschriften. In bewusster Absetzung davon wird „Sünde“ dagegen im heutigen Sprachgebrauch als kleine verzeihliche Schwäche verstanden, als harmlose Abweichung von einer Norm, die man nicht allzu ernst zu nehmen braucht: Die Dame, die sich beim Kaffeekränzchen zwei Stücke Sahnetorte zu viel einverleibt hat, erklärt anschließend, sie habe „gesündigt“. Oder man spricht von „Parksündern“, die ihren Wagen für eine Zeitlang im eingeschränkten Halteverbot abgestellt haben. Weiter tragisch ist das alles natürlich nicht, hat erst recht keine Auswirkungen auf unser künftiges Seelenheil, denn „wir sind alle kleine Sünderlein und kommen alle in den Himmel, weil wir so brav sind“, wie es ein Karnevalsschlager besingt.

All dies hat mit dem christlichen Verständnis von Sünde so gut wie gar nichts zu tun: „Sünde“ ist nach dem Verständnis der Heiligen Schrift

etwas völlig anderes als Unmoral; „Sünder“ sind nicht unanständige oder schlechte Menschen oder müssen es zumindest nicht sein, und erst recht ist es Unfug, Sex und Sünde gleichzusetzen. Entsprechend ist es auch nicht das Ziel der Verkündigung der Kirche, Menschen zu moralisch anständigen Mitbürgern zu erziehen. Ebenso wenig lässt sich die Sünde nach christlichem Verständnis jedoch mit einem Augenzwinkern abtun; sie ist viel mehr als bloß die Abweichung von irgendwelchen gesellschaftlichen Normen. Sie betrifft alle Menschen gleichermaßen – Pastoren und Gemeindeglieder, Christen und Nichtchristen.

2. Sünde ist Trennung von Gott.

„Sünde“ bedeutet nach christlichem Verständnis so viel wie „Absonderung“, „Absonderung von Gott“. Entsprechend ist das Wort „Sünde“ ein Beziehungsbegriff, der die gestörte, ja zerbrochene Beziehung zwischen dem Menschen und Gott beschreibt, den „Sund“, das Meer, das zwischen Gott und dem Menschen liegt, weil sich der Mensch von Gott entfernt hat. Anders ausgedrückt: Sünde ist in ihrem tiefsten Wesen Unglaube, fehlendes Vertrauen auf Gott und sein Wort. All das, was wir normalerweise als „Sünde“ zu bezeichnen pflegen, also Taten, Worte und Gedanken, die mit Gottes Geboten nicht übereinstimmen, sind von daher letztlich schon Folgen und Konsequenzen aus der eigentlichen Ursünde, der Abwendung von Gott. Die Geschichte vom Sündenfall in 1. Mose 3 beschreibt sehr schön, wie sich diese Trennung von Gott im Leben der Menschen von Anfang an vollzogen hat und seitdem immer wieder vollzieht: „Sollte Gott gesagt haben?“ – so fragt die Schlange und verführt Eva damit zum Misstrauen gegen Gottes guten Willen und zur Übertretung des göttlichen Gebots. Das ist also die „Ursünde“, dass wir Gott immer wieder nicht zutrauen, dass er es in seinem Wort, in seinen Geboten wirklich gut mit uns meint, sondern dass wir glauben, wir wüssten besser als Gott, was richtig und wirklich gut für uns ist. Martin Luther hat denselben Sachverhalt positiv in

seiner Erklärung der Zehn Gebote im Kleinen Katechismus dargestellt: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, dass wir ...“ – so beginnt die Erklärung eines jeden Gebotes. Aus dem Glauben an Gott, daraus, dass wir ihn an die erste Stelle in unserem Leben setzen, folgt, dass wir seine Gebote halten. Wo dieser Glaube fehlt, wo wir anderes oder andere als wichtiger ansehen als Gott, folgt dann auch die Übertretung der Gebote.

3. Sünde muss geglaubt werden.

Was es wirklich heißt, dass wir von Gott getrennt, dass wir also Sünder sind, das können wir nur sehr begrenzt unserer eigenen Erfahrung entnehmen. Dass ich Sünder bin, bedeutet gerade nicht, dass ich mich schlecht fühle oder Probleme habe. Im Gegenteil kann ich mich blendend fühlen und ein hochanständiger Mensch und trotzdem von Gott getrennt sein. Sünde ist eben etwas ganz anderes als Moral; sie ist auch nicht bloß ein Defizit oder eine Mangelerfahrung. Der Theologe Hans-Joachim Iwand hat dies einmal schön formuliert: „Sünde ist gar keine *Störung*, sondern eine *Befriedigung* der menschlichen Natur.“ Wie tief ich von Gott getrennt bin, das kann ich nur dadurch erkennen, dass Gott selbst es mir in seinem Wort sagt. Er zeigt mir, dass ich bereits getrennt von Gott geboren werde und von mir aus auch keine Möglichkeit habe, diese Trennung zu überbrücken. Er zeigt mir, dass es für uns Menschen auch völlig normal zu sein scheint, von ihm, Gott, getrennt zu leben, weil wir von uns aus auch gar nichts anderes kennen. Ja, Gott zeigt mir in seinem Wort, dass der Mensch von sich aus gerade nichts mit Gott zu tun haben will, dass er sich gegen Gott und sein Wort wehrt, bis Gott ihn erreicht und anfängt, ihn in seiner Personmitte, dem Herzen, zu verändern und ihn zu einem neuen Menschen zu machen. Diese abgrundtiefe Trennung von Gott, die zugleich Schicksal und Schuld ist, die der Mensch in seinem eigenen Leben immer wieder selbst vollzieht, nennt die Kirche mit einem Fachausdruck „Ersünde“ oder „Ursprungssünde“. Sie bringt damit zum Ausdruck: Der Mensch sündigt,

weil er ein Sünder ist. Er wird nicht erst dadurch zum Sünder, dass er konkrete Sünden begeht. Und diese Sünde, so zeigt es uns Gott in seinem Wort, hat schließlich auch Konsequenzen: Wer in seinem Leben von Gott getrennt bleibt, der wird auch nach seinem Tod von Gott getrennt bleiben.

Wenn die Sünde in ihrer Tiefe auch nur im Glauben erkannt werden kann, so lässt sich doch umgekehrt auch festhalten, dass diese christliche Sicht des Menschen sehr viel realitätsnäher ist als all diejenigen Ideologien, die davon ausgehen, dass der Mensch in seinem Kern gut ist oder zumindest zu einem wahrhaft guten Menschen erzogen werden kann. An diesem Grundirrtum ist letztlich auch die kommunistische Ideologie gescheitert. Weil der Mensch von Gott getrennt ist, ist er eben „in sich selbst verkrümmt“, wie Martin Luther dies formuliert, bezieht er alles, was er haben kann, auf sich selber und lässt sich nicht umerziehen zu einem Menschen, dem beispielsweise Egoismus und Habgier fremd sind.

4. Sünde kann vergeben werden.

Die Antwort, die der christliche Glaube darauf gibt, dass der Mensch ein Sünder ist, besteht also nicht darin, dass der Mensch versuchen muss, sich zu bessern, oder dass er durch irgendwelche Erziehungsmaßnahmen ein besserer oder gar sündloser Mensch wird. Sondern die Antwort des christlichen Glaubens besteht darin, dass Sünde vergeben werden kann, ja ganz konkret vergeben wird, wo die Kirche tut, was Christus ihr befohlen hat: „Welchen ihr die Sünden erlasst, denen sind sie erlassen“ (Johannes 20,23). Gott selbst bringt die Beziehung zwischen sich und dem Menschen in Ordnung; er bindet sich selber an das Wort der Vergebung, das uns in der Beichte zugesprochen wird, und verspricht, nie mehr das zur Sprache zu bringen, was dort vergeben worden ist. Weil Gott mir meine Sünden ganz und gar vergibt, stehe ich in seinen Augen richtig da, bin „gerecht“, wie es die Heilige Schrift

nennt, habe mit Gott wieder Gemeinschaft. Das heißt nicht, dass ich deshalb ein sündloser Mensch wäre. In mir bleibt dieser „alte Mensch“, wie ihn der Apostel Paulus nennt, der weiterhin Gott und seinem Wort widerstrebt und mit ihm nichts zu tun haben will. Doch dieses Streben des „alten Menschen“ und das, was daraus erwächst, wird von Gott selber immer wieder durch die Vergebung „zugedeckt“, wie es das Alte Testament formuliert: Gott sieht es nicht mehr als meine Schuld an. Darum bin ich als Christ stets „gerecht und Sünder zugleich“, wie es die lutherische Theologie ausdrückt.

Das heißt: Ich brauche meine Sünde nicht zu leugnen und mich nicht selbst zu rechtfertigen vor Gott: Ich kann und darf zu meiner Sünde, zu meinem Versagen stehen, weil ich weiß: Gott hat es mir doch schon vergeben und vergibt es mir immer wieder. Und das heißt zum andern: Diese Vergebung schenkt mir die Kraft, immer wieder neu an Gott zu glauben und ihm zu vertrauen. Und sie schenkt mir damit auch die Kraft, gegen diesen „alten Menschen“ in mir anzukämpfen, ihn nicht zum Zug kommen zu lassen und gerade gegen meine „Lieblingssünden“ immer wieder anzugehen. Nein, sündlos werde ich dadurch nie. Aber ich weiß: Ich kann in diesem Kampf vorankommen, und ich werde ihn am Ende auch gewinnen – weil Christus ihn für mich gewinnt durch seine Vergebung.

Ich glaube, dass Gott Mensch geworden ist.

1. Wer „Gott“ sagt, muss auch „Christus“ sagen.

Über Gott kann man viel reden, wenn der Tag lang ist. Man kann sich über Gott seine eigenen klugen Gedanken machen und sie zum besten geben; man kann sich beispielsweise auch mit Vertretern anderer Religionen über „Gott“ bzw. ihren Gott unterhalten. Dabei kann man dann auch leicht zu dem Schluss kommen: Wenn die anderen von

„Gott“ reden und wir von „Gott“ reden, dann meinen wir damit logischerweise auch dasselbe Wesen.

Nun können wir uns als Christen gewiss an philosophischen Diskussionen über den Gottesbegriff und auch an interreligiösen Gesprächen beteiligen und in diesem Zusammenhang allgemein über „Gott“ reden. Aber wir wissen als Christen auch, dass wir letztlich doch nur so von Gott sprechen können, dass wir zugleich auch von Christus sprechen. Denn Gott ist für uns Christen eben nicht bloß eine allgemeine Idee, nicht bloß ein jenseitiges, unerkennbares und unerreichbares Wesen; sondern Gott ist, so bekennen wir, selber Mensch geworden in Jesus Christus.

Damit ist etwas ganz anderes gemeint, als wenn beispielsweise in griechischen Sagen davon die Rede ist, dass sich ein griechischer Gott für eine Zeit lang als Mensch verkleidet oder in einen Menschen verwandelt hat, um sich hier auf Erden ein wenig zu vergnügen, aber dann diese Verkleidung schließlich doch wieder abgelegt hat und auf den Olymp zurückgekehrt ist. Jesus Christus ist nicht bloß eine zeitweilige Verkleidung Gottes; sondern in Jesus Christus hat sich Gott endgültig festgelegt und mit uns Menschen verbunden: Es gibt für uns Christen keinen anderen Gott als den, der in Jesus Christus Mensch geworden ist. „Fragst du, wer der ist? Er heißt Jesus Christ, der Herr Zebaoth, *und ist kein anderer Gott*“, so singen wir mit Martin Luther (Choral: „Ein feste Burg ist unser Gott“). Darum können wir auch im Gespräch mit anderen Religionen nicht von Jesus Christus absehen und wie selbstverständlich davon ausgehen, alle Religionen würden letztlich doch an denselben Gott glauben. Im Gegenteil: Ein Gott, an den wir ohne Jesus Christus oder an ihm vorbei herankommen könnten, ist eben nicht der Gott, an den wir Christen glauben. „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich“, sagt Christus selber (Johannes 14,6).

2. Gott hat sich selbst definiert.

In der reformierten Theologie gibt es einen sehr vernünftig klingenden Satz: „Das Endliche kann das Unendliche nicht fassen.“ Das scheint sehr einleuchtend zu sein: Gott ist doch größer als alles; also lässt er sich nirgendwo ganz finden, gibt es nichts Geschaffenes, in dem er sich ganz fassen ließe. Und dennoch ist dieser Gedanke zutiefst unbiblich: „In Christus wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig“ (Kolosser 2,9), schreibt der Apostel Paulus dagegen. In Bezug auf Christus gilt eben gerade nicht, was sonst vernünftigerweise richtig zu sein scheint: In Christus lässt sich das Unendliche, nämlich Gott selbst, in der endlichen, begrenzten Gestalt eines wirklichen Menschen fassen. In Christus hat sich Gott selber de-finiert, das heißt: Er hat sich selber in ganz bestimmte Grenzen begeben, in denen er ganz zu finden ist.

Das ist nicht bloß eine nette theologische oder philosophische Spekulation, sondern etwas zutiefst Tröstliches und Wichtiges für unseren Glauben: Ließe sich Gott in Christus nicht ganz finden und fassen, dann hieße dies ja, dass er auch noch einmal ganz anders sein könnte, ja ganz anders ist als so, wie er sich uns in Christus zu erkennen gegeben hat. Dann müsste ich letztlich doch daran zweifeln, ob Gott wirklich mein Heil will oder ob er im tiefsten Grunde seines Wesens vielleicht doch nur ein Sadist ist, der sich am Unglück der Menschen weidet. Doch weil Gott sich in Christus selber de-finiert hat, darf ich gewiss sein: Gott ist so, wie Christus ist, weil Christus selber der Mensch gewordene Gott, Gottes letzte und endgültige Selbstfestlegung ist. Gott ist, so erkenne ich an Christus, in seinem tiefsten Wesen Liebe – Liebe, die dazu bereit ist, sich hinzugeben bis in den Tod.

3. Gott geht in die Geschichte ein.

Es gibt Religionen, die ohne Geschichte auskommen. Dazu zählt z. B. der Buddhismus. In ihm geht es um allgemeine Wahrheiten, die unabhängig von irgendwelchen historischen Ereignissen jederzeit gelten. Auch Buddha selber hat nur erkannt, was auch unabhängig von ihm immer schon gegolten hat und immer gelten wird.

Im christlichen Glauben ist dies ganz anders: Er beruht auf ganz bestimmten einmaligen historischen Ereignissen, und er bezeugt, dass Gott sich mit seinem Handeln an diese ganz bestimmten einmaligen historischen Ereignisse gebunden hat. Dass Gott Mensch geworden ist, ist kein allgemeines religiöses Prinzip, das sich im Lauf der Geschichte immer wiederholt, sondern es ist ein einmaliges Geschehen, das vor gut 2000 Jahren in Nazareth stattgefunden hat und zu einer einmaligen Geburt in Bethlehem führte. Und ebenso sind der Tod Jesu am Kreuz und seine Auferstehung keine allgemeinen religiösen Wahrheiten, sondern einmalige Geschehnisse, die doch nach dem Zeugnis des christlichen Glaubens für die ganze weitere Menschheitsgeschichte von entscheidender Bedeutung sind: Als Jesus damals in Jerusalem starb, hat wirklich die Sühne für die Schuld aller Menschen aller Zeiten durch Gott stattgefunden. Und als er am dritten Tag auferstand, wurde damit die Macht des Todes über alle Menschen aller Zeiten gebrochen.

Darum ist die christliche Lehre kein religiöses oder philosophisches System; sie ist auch nicht „logisch“. Sondern sie erzählt einfach von dem, was damals geschehen ist und bis heute Bedeutung hat und auch in alle Zukunft Bedeutung haben wird. Sie erzählt davon, weil Gott in Jesus Christus in unsere menschliche Geschichte eingegangen ist und sich in ihm an diese menschliche Geschichte auch gebunden hat. Was damals in Jerusalem geschehen ist, lässt sich eben auch nicht mehr rückgängig machen.

Dass Gott in die Geschichte eingegangen ist, bedeutet aber natürlich nicht, dass er nur in der Vergangenheit existieren würde. Wohl aber heißt dies, dass wir Gott auch weiterhin immer wieder in unserer Geschichte antreffen können: Gott bindet seine Gegenwart auch weiterhin an bestimmte geschichtliche Geschehnisse: an die Taufe, an die Verkündigung seines Wortes, an die Feier des heiligen Mahls. Dort begegnen wir immer wieder dem auferstandenen Christus, und in ihm Gott ganz.

4. Gott wird solidarisch.

In Jesus Christus ist Gott Mensch geworden, das heißt: Jesus Christus ist wahrer Gott, und er ist wahrer Mensch. Über die Art und Weise, wie man das Verhältnis von Menschheit und Gottheit in Christus biblisch angemessen beschreiben kann, hat es in der Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte viele Diskussionen und Kämpfe gegeben. Auf keinen Fall, so erkannte man, darf man sich die Menschwerdung Gottes wie das Zusammenleimen von zwei Brettern vorstellen: Beide existieren letztlich doch unabhängig voneinander weiter, und man kann Aussagen über das eine Brett machen, die auf das andere Brett nicht zutreffen. So ist das bei Christus nicht: In ihm existieren nicht Gottheit und Menschheit getrennt voneinander. Man kann auch nicht Aussagen über Christus jeweils auf seine Gottheit und seine Menschheit aufteilen und sagen: Wenn Christus Hunger hat oder leidet, dann leidet in Wirklichkeit nur der Mensch Jesus; und wenn Christus ein Wunder tut, dann tut dieses Wunder in Wirklichkeit nur Gott in ihm. Nein, weil Gott in Christus wirklich ganz Mensch geworden ist, gelten alle Aussagen, die wir über Christus machen können, immer ganz für Gott und Mensch. Darum können wir in Bezug auf Christus mit Recht sagen: Gott hat Hunger, Gott lässt sich anfassen, Gott leidet, Gott hat Angst, ja wir dürfen am Karfreitag singen: „O große Not, Gott selbst liegt tot.“ So sehr hat Gott sich mit uns Menschen in Christus solidarisiert; so sehr hat er auf jeden Abstand zwischen sich und uns in Christus ver-

zichtet. Umgekehrt gilt aber auch: Christus ist auch nach seiner Menschheit nicht an Raum und Zeit gebunden; er kann an ganz verschiedenen Orten zugleich gegenwärtig sein und leiblich erfahren werden. Genau darum geht es ja im Heiligen Abendmahl.

Wir merken schon: Auch hier geht es nicht um Spekulation, sondern um unseren Trost und unser Heil: Gott versteht uns, wenn wir selber Angst haben, selber leiden, selber sterben. Christus zeigt uns: Er hat dies selber alles durchgemacht. Und es geht darum, dass wir wirklich an Gott herankommen, gleichsam hautnah herankommen: Dazu ist Gott Mensch geworden, damit wir an seinem göttlichen Leben Anteil erhalten. Gott ist eben wirklich etwas ganz anderes als bloß eine Idee!

Ich glaube, dass Christus für mich gestorben ist.

Die erste und wichtigste Frage, die ich in den Tests während des Konfirmandenunterrichts immer wieder stelle und von den Konfirmanden beantworten lasse, lautet: „Warum ist es so wichtig, dass Christus am Kreuz gestorben ist?“ Ja, das gehört zum absoluten Grundwissen eines Christen, dass er um die Bedeutung des Kreuzestodes Christi weiß, dass er darum weiß, was für eine Bedeutung dieser Kreuzestod Christi für ihn persönlich, für sein Leben hat.

Das Bildnis des gekreuzigten Christus ist ein Ärgernis, ein „Skandal“, wie es der Apostel Paulus formuliert. Von daher ist es kein Wunder, dass vor einiger Zeit eine evangelische Bischöfin vorgeschlagen hat, das Symbol des Kreuzes als christliches Erkennungszeichen durch das scheinbar „freundlichere“ Bild des Kindes in der Krippe zu ersetzen. Und gegen die Aufhängung von Kruzifixen in öffentlichen Gebäuden wurde sogar mit Gerichtsprozessen zu Felde gezogen. Man weiß: Mit dem gekreuzigten Christus trifft man das Herzstück des christlichen Glaubens überhaupt. Was bedeutet es also für uns, dass Christus am Kreuz gestorben ist?

1. Der Kreuzestod Christi war kein Betriebsunfall.

Menschlich gesprochen ist die Hinrichtung Jesu am Kreuz aus heutiger Sicht ein Justizskandal: Weil Jesus von sich behauptet, er sei der Sohn Gottes und spreche in der Vollmacht Gottes, wird er vom obersten jüdischen Gericht in einer nächtlichen Sitzung zum Tode verurteilt. Da jüdische Behörden selber jedoch in dem von den Römern besetzten Land keine Todesurteile vollstrecken durften, wurde Jesus dem römischen Statthalter Pontius Pilatus unter dem Vorwurf überstellt, es handle sich bei Jesus um einen politischen Aufführer. Unter dem Druck einer aufgewiegelten Volksmenge verurteilte Pilatus Jesus daraufhin zum Tode und verhängte mit der Kreuzigung die grausamste Todesstrafe seiner Zeit, die von den Römern vor allem auch zur Abschreckung eingesetzt wurde: Wer ans Kreuz genagelt wurde, starb schließlich einen qualvollen Erstickungstod.

Die Berichte der Evangelien machen jedoch sehr deutlich, dass der Kreuzestod Jesu in Wirklichkeit kein unvorhersehbares Scheitern Jesu war, gegen das dieser sich vergeblich zur Wehr gesetzt hätte. Sie zeigen vielmehr, dass Jesus diesen Weg ans Kreuz ganz bewusst gegangen ist, ja den Tod am Kreuz als den eigentlichen Sinn und das eigentliche Ziel seines Weges angesehen und gedeutet hat. Dass er nach Gottes Willen leiden und sterben muss, betont Jesus ebenso immer wieder wie dies, dass sein Tod am Kreuz „für euch“, „für die vielen“, das heißt: für alle Menschen, geschieht. Von daher beansprucht Jesus selber, dass sein Tod noch einmal eine ganz andere Bedeutung, noch einmal eine ganz andere Qualität hat als bloß der Tod eines Märtyrers oder eines unschuldig Verfolgten.

2. Der Kreuzestod Christi war notwendig.

Als Jesus am Abend vor seiner Verhaftung das heilige Mahl einsetzt und den Jüngern seinen Leib und sein Blut austeilend lässt, deutet er seinen eigenen bevorstehenden Tod als stellvertretende Lebenshingabe zur Vergebung der Sünden: Er, Jesus Christus, erleidet, was sie, die Jünger, und mit ihnen alle Menschen insgesamt verdient hätten. So können wir angesichts des gekreuzigten Christus zunächst und vor allem erkennen, in was für einer Situation wir uns als Menschen eigentlich befinden: Wir haben uns alle miteinander von Gott abgewendet, wollen seinen Anspruch auf unser Leben nicht akzeptieren, leben immer wieder gerade nicht so, wie Gott dies von uns erwartet, hätten es verdient, dass wir am Ende unseres Lebens von Gott getrennt bleiben und uns nur der Ausruf bleibt: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Ja, die Schuld unseres Lebens wiegt schwer, und entsprechend nimmt Gott sie auch ernst, verharmlost sie nicht, wischt sie nicht mit einer Handbewegung beiseite. Damit würde er ja die Verbindlichkeit seines Anspruchs auf unser Leben in Frage stellen, wenn die Ablehnung dieses Anspruchs keinerlei Konsequenzen hätte. Nein, Gott straft unsere Abwendung von ihm, unsere Schuld mit aller Härte – doch diese Strafe trifft nicht uns, sondern seinen eigenen Sohn Jesus Christus. Der geht im Auftrag seines Vaters stellvertretend für uns ans Kreuz – er, der einzige, der wirklich unschuldig war, der im Unterschied zu uns überhaupt nicht hätte sterben müssen. Er nimmt die Strafe auf sich und erleidet, was wir Menschen alle miteinander verdient haben. Einfacher ging es nicht; billiger war die Vergebung unserer Schuld nicht zu haben, als eben so, dass in Jesus Christus Gott selbst sich freiwillig für uns opfert. Angesichts des gekreuzigten Christus sollen und dürfen wir also zum einen über die Folgen unserer Abwendung von Gott erschrecken: Wir selber sind mit unserer Schuld der Grund dafür, dass Jesus Christus am Kreuz sterben musste – und nicht etwa bloß irgendwelche anderen Menschen, „die Juden“ etwa,

wie dies fatalerweise im Verlauf der Geschichte von Christen immer wieder behauptet worden ist. Zum anderen aber und vor allem sollen und dürfen wir über die Liebe Gottes staunen, der dazu bereit ist, für uns zum Opfer zu werden und den Tod zu erleiden.

3. Der Kreuzestod Christi ist Tat der Liebe Gottes.

Dass Jesus Christus stellvertretend für uns am Kreuz die Strafe für unsere Schuld auf sich genommen hat, bedeutet nicht, dass Gott in diesem Geschehen am Kreuz gleichsam nur das „Objekt der Versöhnung“ wäre, also der, der durch den Kreuzestod Jesu versöhnt und besänftigt wird. Nein, so betont es der Apostel Paulus, „Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber.“ (2. Korinther 5,19) Gott selber ist in dem, was da am Kreuz geschieht, selber die handelnde und treibende Kraft; seine Liebe ist es, die ihn dazu bewog, seinen Sohn zu uns Menschen zu senden und durch seinen Tod das Verhältnis der Menschen zu ihm, Gott, wieder in Ordnung zu bringen. Ja, so sagt es Christus selber im wohl wichtigsten Satz der Heiligen Schrift: „Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn (in den Tod) gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ (Johannes 3,16) Der Kreuzestod Jesu ist Ausdruck des unbändigen Versöhnungswillens Gottes, Ausdruck seiner unendlichen Liebe zu uns. Und dieser Versöhnungswille und diese Liebe gilt in der Tat der ganzen Welt, nicht nur einigen ausgewählten Personen, nicht nur einigen ausgewählten Frommen. „Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt“ (Johannes 1,29) – so stellt Johannes der Täufer gleich zu Beginn des Evangeliums ihn, Christus, vor. Jesus Christus stirbt am Kreuz auch für die Schuld eines Adolf Hitler, eines Josef Stalin oder eines Osama bin Laden – und er stirbt eben auch für meine und deine Schuld, so gewiss wir beide auch zu dieser Welt gehören. So wird am Kreuz die Schuld der Menschheit nicht verharmlost oder schön geredet; sie wird aber auch nicht einfach bloß „problematisiert“ – sondern sie wird vergeben. Mit seinem Tod am Kreuz hat

Christus unumkehrbar Fakten geschaffen: „Es ist vollbracht!“ (Johannes 19,30)

4. Der Kreuzestod Christi zeigt, wie Gott mit uns Menschen umgeht.

Die Kreuzigung Jesu war zweifellos ein schlimmes Verbrechen – und doch hat Gott aus dieser Untat Heil für die Menschen entstehen lassen. Eben dies ist Gottes Art, selbst aus Bösem und Entsetzlichem schließlich doch noch Gutes entstehen zu lassen. Von daher kann uns der Blick auf den Gekreuzigten immer wieder ein Halt und ein Trost sein, wenn wir selber in unserem Leben auch Böses und Entsetzliches erfahren müssen: Gott kann auch aus diesem Bösen noch Gutes schaffen – und er steht uns in unserer Erfahrung des Bösen zur Seite, hat dieses Böse selber bis in die letzte Konsequenz erlitten, ist solidarisch mit uns geblieben bis in den Tod hinein.

Wenn wir auf den Gekreuzigten schauen, erkennen wir zudem, dass Gott sich uns immer wieder ganz anders zu erkennen gibt, als wir dies von ihm erwarten würden, ja dass er uns geradezu „unter der Gestalt des Gegenteils“ erscheint, wie Martin Luther dies formuliert hat: Nicht als der Starke, sondern als der ganz Schwache, eben als gekreuzigter Mensch, nicht als der Große, sondern als der ganz Kleine, der zu uns kommt in einer Hostie und einem Schluck Wein.

Und der Blick auf den Gekreuzigten zeigt uns zugleich, wie Gott Menschen für sich zu gewinnen sucht: nicht mit Gewalt oder heiligen Kriegen, nicht mit Druck und Zwang, nicht mit Propaganda oder Werbegags, sondern so, dass er uns Menschen in der scheinbar so machtlosen Gestalt des Gekreuzigten gegenübertritt. Dieser gekreuzigte Christus lädt ein und bittet, und mit ihm bitten seine Botschafter an Christi Statt: „Lasst euch versöhnen mit Gott!“ (2. Korinther 5,20) Das einzige Machtmittel, das Christus und die Botschafter an seiner Statt haben, ist das Mittel seines einladenden Wortes, ist seine unendliche Liebe, mit

der er für uns am Kreuz hängt und um uns wirbt – mit ausgebreiteten Armen.

Ich glaube, dass Christus auferstanden ist und lebt.

„Ein Grab, das leer war; Erzählungen von jemand, der nach seinem gewaltsamen Tod seinen Freunden erschien, mit ihnen redete, ihnen Mut machte; Berichte von seiner Auferstehung und über seine Himmelfahrt. Sind das historische Tatsachen oder eher Bilder der Hoffnung? Ich halte letzteres für glaubwürdiger.“ – So offen brachte ein evangelischer Pfarrer aus Berlin zu Ostern in seinem Gemeindebrief zum Ausdruck, was er unter der Auferstehung Jesu versteht. Mit dieser Auffassung steht er natürlich nicht allein da. Schon seit Jahrzehnten wird Studenten der evangelischen Theologie an deutschen Universitäten beigebracht, die Behauptung, Jesus sei nach seinem Tod leibhaftig auferstanden, könne man einem modernen Menschen heute nicht mehr zumuten. Die Rede von der Auferstehung Jesu müsse man vielmehr als ein „Interpretament“ verstehen, also als einen bildhaften Ausdruck dafür, dass die Worte und Gedanken Jesu auch nach seinem Tod weiterwirkten oder dass es sich lohnt, auf Gott zu vertrauen. In diesem Sinne können dann viele Pfarrer und Theologen auch heute davon reden und predigen, dass Jesus auferstanden ist, obwohl sie zugleich davon überzeugt sind, dass das Grab Jesu am Ostermorgen in Wirklichkeit nicht leer war.

Solche Gedanken lagen dem Apostel Paulus fern, wenn er damals an die Gemeinde in Korinth schrieb: „Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich. Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christus, so sind wir die elendesten unter allen Menschen. Nun aber ist Christus auferstanden von den Toten als Erstling unter denen, die entschlafen sind.“ (1. Korinther 15,14.19.20) Für Paulus hängt an dem Geschehen der leibhaften Auferstehung Jesu die ganze christliche Verkündigung, ja der christliche

Glaube überhaupt. Und er muss es wissen: Schließlich ist ihm der auferstandene Christus selber begegnet. So leitet uns der Apostel dazu an, die Auferstehung Jesu als das Herzstück unseres christlichen Glaubens wahrzunehmen und zu betrachten.

1. Die Auferstehung Jesu ist etwas schlechthin Einmaliges und Neues.

Berichte von der Rückkehr von Menschen aus dem Bereich des Todes gibt es viele. Jesus selber hat Menschen, die bereits gestorben waren, wieder zum Leben erweckt, und Ähnliches wird auch von den Aposteln berichtet. Auf einer ganz anderen Ebene erregten vor einiger Zeit die Bücher des Amerikaners Raymond Moody Aufsehen, der Menschen interviewt hatte, die klinisch tot gewesen waren, und sie nach ihren Erfahrungen befragt hatte. Immer wieder berichteten die Interviewten, wie sie gleichsam durch einen Tunnel hindurch sich auf ein helles Licht zubewegt hätten, dann aber schließlich zu ihrem Bedauern doch zurück in dieses irdische Leben geschickt worden seien. Mit all diesen Berichten und Erfahrungen lässt sich die Auferstehung Jesu nicht vergleichen. Denn all diejenigen, die – auf welche Weise auch immer – in dieses irdische Leben zurückgeholt worden waren, mussten schließlich früher oder später doch sterben; ihr neu geschenktes Leben blieb doch endlich.

Die Auferstehung Jesu hingegen war etwas ganz anderes als die Reanimation einer Leiche. Die Verfasser des Neuen Testaments beschreiben sie vielmehr als den Beginn der Auferstehung der Toten am Ende dieser Welt. Von daher ist die Auferstehung Jesu etwas schlechthin Einmaliges und Neues: Mit seiner Auferstehung kehrt Jesus nicht in seine bisherige irdische Existenzform zurück, sondern er überschreitet mit seiner Auferstehung als erster die Grenze zur neuen Welt Gottes, die nicht mehr den Bedingungen von Raum und Zeit unterworfen ist. Im Bilde gesprochen: Die Auferstehung Jesu ist keine

Rückkehr, sondern ein entscheidender Sprung nach vorn. Oder noch einmal anders ausgedrückt: Mit der Auferstehung Jesu ist es so ähnlich wie mit einer langen Schlange, die sich vor einem Museum bereits einige Zeit vor dessen Öffnung gebildet hat: Wenn schließlich die Tür aufgeht und der erste hindurchtritt, ist das auch das Signal für die, die noch draußen warten: Auch wir werden später durch diese Tür hindurchgehen. In diesem Sinne ist Christus, wie Paulus es formuliert, „der Erstling unter denen, die entschlafen sind“.

Dieser auferstandene Christus ist allerdings natürlich derselbe Christus, der als Mensch geboren und ans Kreuz genagelt wurde. In dem auferstandenen Christus lebt nicht einfach bloß „etwas“ von dem „irdischen“ Christus weiter, sondern er ist es selber, in der Einheit von Leib und Seele, der aufersteht. Der Gedanke, dass Jesus auferstehen könnte, während sein Leib im Grab bleibt, ist dem Neuen Testament fremd. Es legt vielmehr großen Wert auf die Leiblichkeit des Auferstandenen, der von seinen Jüngern berührt werden konnte, ja mit ihnen gemeinsam auch ganz irdische Speise zu sich nehmen konnte (vgl. Johannes 20,27; Lukas 24,39-43).

2. Für das Geschehen der Auferstehung Jesu gibt es gute Argumente.

Natürlich gibt es für das Geschehen der Auferstehung Jesu keine „Beweise“. Kein historisches Ereignis der Vergangenheit lässt sich streng genommen beweisen, denn beweisen kann man etwas nur, wenn man es in einem Labor unter identischen Bedingungen beliebig oft reproduzieren kann. Dies kann man von der Auferstehung Jesu selbstverständlich ebenso wenig behaupten wie etwa vom Leben Julius Cäsars. Dass Julius Cäsar gelebt hat, kann man ebenso wenig beweisen wie dies, dass Jesus auferstanden ist. In beiden Fällen sind wir auf Zeugen und Indizien angewiesen; wir können nur überlegen, ob uns die Zeugen glaubwürdig und die Indizien plausibel erscheinen. Beides lässt sich von der Auferstehung Jesu behaupten.

Die Augenzeugen des auferstandenen Christus sind dazu bereit gewesen, für ihre Behauptung, dass Jesus wahrhaftig auferstanden sei, sich umbringen zu lassen; viele von ihnen – Paulus benennt insgesamt über 500! – haben, soweit uns bekannt ist, tatsächlich den Märtyrertod erlitten. Hätten sie selber gewusst, dass sie mit der Behauptung der Auferstehung Jesu nur einen großen Betrug inszenierten, so wären sie dafür wohl kaum selber in den Tod gegangen. Und dass die Jünger mit ihrer Verkündigung der Auferstehung Jesu nicht nur einen Wunschtraum propagierten, zeigt das Beispiel des einstigen Christenverfolgers Paulus sehr eindrücklich: Der hatte sich ganz gewiss nicht gewünscht, dass der, dessen Anhänger er verfolgte, tatsächlich auferstanden sei.

Daneben gibt es auch andere Indizien, auf die wir in Diskussionen um die Auferstehung Jesu verweisen können: So ist bezeichnend, dass auch die Gegner Jesu seinen Leichnam nach Ostern nicht vorweisen konnten – so gerne sie dies auch getan hätten. Dass das Grab Jesu leer war, wurde von keiner Seite bestritten; umstritten war nur, wie dies zu deuten sei. Schon von daher verbietet es sich, die Verkündigung der Jünger bloß auf irgendwelche Halluzinationen zurückzuführen; man hätte sie dann sehr einfach vom Gegenteil überzeugen können. Und auch die immer wieder gerne vorgebrachte These, wonach Jesus, als er ins Grab gelegt wurde, gar nicht richtig tot gewesen sei, erweist sich bei näherem Hinsehen als nicht haltbar, und zwar schon aus ganz praktischen Gründen: Wie sollte ein fast zu Tode Gefolterter, der von oben bis unten in Leinenbinden eingewickelt war, aus einem Grab entkommen, vor dessen Eingang ein schwerer Rollstein lag, der sich aus verständlichen Gründen nur von außen wegrollen ließ? Auch widersprechen alle Beschreibungen des Auferstandenen dem Bild eines Schwerverletzten, der allmählich wieder zu Kräften kam. Und würde es wirklich der Verkündigung des irdischen Jesus entsprechen, wenn er jetzt am Ende vor seinen Jüngern eine große „Show“ abzöge, bevor er sich spurlos aus dem Staub machte? Natürlich ist und bleibt der Glaube an den auferstandenen Christus ein Geschenk, das uns nicht verfügbar ist. Wer aber das Geschehen der Auferstehung Jesu bestreitet, sollte

zumindest eine schlüssigere Erklärung vorweisen können. Dies dürfte jedoch schwerfallen.

3. Die Auferstehung Jesu hat Auswirkungen auf uns.

Die Auferstehung Jesu ist nicht bloß ein sensationelles Ereignis, das vor 2000 Jahren geschehen ist und nur die Person Jesu selber betrifft. Dann könnte sie höchstens unsere Neugier erregen und befriedigen und bräuchte uns weiter nicht zu interessieren. Doch wenn wir als Christen die Auferstehung Jesu zu Ostern und an jedem Auferstehungstag, an jedem Sonntag, als das wichtigste Geschehen unseres Glaubens feiern, so tun wir dies, weil dieses Geschehen direkte Auswirkungen hat auch auf uns. Als der Auferstandene ist Christus in der Mitte seiner Gemeinde selber gegenwärtig und lässt sie seine Präsenz in Wort und Sakrament erfahren. Der Gottesdienst ist nicht bloß eine Erinnerungsfeier an eine bedeutende historische Persönlichkeit, sondern er ist die Audienz des auferstandenen Herrn selber, der nun nicht mehr an Raum und Zeit gebunden ist. Die Taufe ist keine Namensgebungszeremonie, sondern in ihr wird der Täufling ganz konkret mit dem auferstandenen Christus verbunden und erhält Anteil an seinem unzerstörbaren Auferstehungsleben. Und das Heilige Abendmahl ist nicht nur ein Gedächtnismahl; sondern weil Christus auferstanden ist, kann er seine Zusage erfüllen, dass er im Brot und Wein dieses Mahles selber mit seinem Leib und Blut gegenwärtig ist und dadurch unseren vergänglichen Leib zu seiner Wohnung macht. Und weil Christus auferstanden ist, müssen wir uns auch bei der Beerdigung eines Christen nicht mit „Bildern der Hoffnung“ begnügen, sondern dürfen davon sprechen, dass kraft der Taufe auch dieser Leib, den wir in die Erde legen, einmal auferstehen wird, wie dies auch bei Christus der Fall gewesen ist. Von daher hängt für unseren Glauben an der Realität der Auferstehung Jesu wirklich alles.

Ich glaube, dass Christus wiederkommt.

1. Christus ist nicht verschwunden.

Zu den heute am wenigsten verstandenen Festen des christlichen Glaubens zählt zweifellos das Fest der Himmelfahrt Christi. Was soll ein moderner Mensch, der um die unfassbar riesige Ausdehnung des Weltalls weiß, mit dieser Aussage anfangen, dass Christus „gen Himmel gefahren“ sein soll? Ist Christus da also auf eine Erdumlaufbahn geschossen worden, oder ist er vielleicht immer noch in den Fernen des Weltraums unterwegs? Oder muss man als Christ gar immer noch daran glauben, dass der Himmel eine Art von Käseglocke über der Erdscheibe ist und Christus nun da oben irgendwo auf einem Wölkchen über uns schwebt? Und so spricht man auch in unserem Land statt vom Fest der Himmelfahrt Christi lieber vom „Vatertag“, versucht damit, ihm einen neuen, nichtchristlichen Sinn abzugewinnen.

In Wirklichkeit ist das Bekenntnis zur Himmelfahrt Christi jedoch viel moderner, als man zunächst denken mag. Der christliche Glaube weiß nicht erst seit dem letzten Jahrhundert darum, dass der „Himmel“ nicht irgendein Ort „über“ der Erde oder jenseits der Wolken ist. Sondern der „Himmel“ ist nach christlichem Verständnis dort, wo Gott ist. Und Gott ist uns in Wirklichkeit viel, viel näher, als wir dies erahnen. Christus hat sich durch seine Himmelfahrt also nicht von uns Menschen entfernt, sondern ist uns dadurch noch viel näher gekommen. Er ist als der Auferstandene gleichsam in eine andere Dimension eingegangen, die wir Menschen im Augenblick mit unseren fünf Sinnen noch nicht wahrnehmen und begreifen können. Eben dies haben schon im 16. Jahrhundert die Lutheraner gegenüber den Reformierten geltend gemacht, die behaupteten, Christus könne im Heiligen Abendmahl nicht leibhaftig gegenwärtig sein, da er ja „im Himmel“ sei: Nein, ge-

rade weil Christus „im Himmel“ ist, in dieser anderen Dimension, ist er nicht mehr an Raum und Zeit gebunden und kann darum zugleich an verschiedenen Orten hier auf Erden mit seinem Leib und Blut anwesend sein. Dass es im übrigen weit mehr als die drei Dimensionen gibt, mit denen unser alltägliches Denken vertraut ist, davon gehen heute auch die Astrophysiker aus, auch wenn sie bei ihren Forschungen gewiss niemals auf die Dimension stoßen werden, in die Christus durch seine Himmelfahrt eingegangen ist. Jedenfalls ist das Fest der Himmelfahrt Christi von daher kein „Abschiedsfest“; und wenn wir das heilige Mahl feiern, sind auch wir schon mit Christus „im Himmel“.

2. Christus bleibt der Herr der Welt.

Das Bekenntnis, dass Christus gen Himmel gefahren ist, beinhaltet auch das Bekenntnis zu Christus als dem Herrn der Welt: Christus bleibt der Herrscher der Welt; vor ihm werden sich einmal alle Menschen zu verantworten haben.

Die Wahrheit dieses Bekenntnisses lässt sich ganz gewiss nicht am Lauf der Geschichte ablesen; im Gegenteil: Alle Erfahrungen, die wir in dieser Welt machen, scheinen dem Bekenntnis zu Christus als dem Herrn der Welt klar zu widersprechen: In dieser Welt herrschen doch ganz andere Menschen und Mächte als Christus und die, die ihm angehören, und da, wo sich Menschen und Institutionen in ihrer Herrschaftsausübung auf Christus berufen haben, da war dies in aller Regel keine Werbung für den Herrn, auf den sie sich da beriefen. Ja, wie kann man davon reden, dass Christus der Herr der Welt bleibt, angesichts von Kreuzzügen und Kriegen, angesichts von Auschwitz und der sowjetischen Vernichtungslager?

Das Bekenntnis zu Christus als dem Herrn der Welt bleibt ein Bekenntnis gegen allen Augenschein und gegen alle Erfahrung. Es verlässt sich einzig und allein auf die Zusage Christi selber, der nach seiner Auferstehung sich seinen Jüngern als eben dieser Herr der Welt

zu erkennen gegeben und gesagt hat: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ (Matthäus 28,18) Aus den Evangelien wissen wir, dass Christus nicht versucht hat, seinen Machtanspruch mit politischen und militärischen Mitteln durchzusetzen. Ihm ging es darum, die Herzen der Menschen zu erreichen und zu verändern. Aber wir wissen als Christen auch darum, dass Christus einmal dieser Welt auch als Richter begegnen wird. Dann werden sich vor ihm auch einmal all diejenigen verantworten müssen, die ihre Macht hemmungslos missbraucht haben und die vielleicht in ihrem Leben hier auf Erden von keinem Gericht zur Rechenschaft gezogen wurden. Die Massenmorde in den Konzentrationslagern und Gulags, die Kriegsverbrechen und Terroranschläge und was es sonst noch alles an Untaten in der Geschichte gegeben hat: All dies wird noch einmal zur Sprache kommen vor Christus, und die, die dafür verantwortlich waren, werden sich dem nicht entziehen können. So ist das Bekenntnis zu Christus als dem Herrn der Welt auch ein Bekenntnis der Hoffnung auf Gerechtigkeit, das uns nicht verzweifeln lässt angesichts dessen, was wir in dieser Welt immer wieder erleben müssen.

3. Christus wird wiederkommen.

Als Christen glauben wir, dass Christus einmal für alle Menschen sichtbar wiederkommen wird. So wenig Christus jetzt zur Zeit in der Ferne des Weltalls verschwunden ist, so wenig wird er am Tag seiner Wiederkunft erst einen langen „Anmarschweg“ benötigen. Vielmehr wird er dieser Welt mit einem Mal gleichsam die Decke von den Augen reißen, und alle Menschen werden erkennen, was immer schon Wirklichkeit gewesen ist.

Wann dieser Tag seiner Wiederkunft sein wird, wissen wir nicht und können es auch nicht wissen. Sektierer haben immer wieder versucht, mit abenteuerlichen Bibelstellen-Kombinationen der Heiligen Schrift irgendeinen Termin zu entlocken. Christus selber sagt dagegen seinen

Jüngern vor seiner Himmelfahrt: „Es gebührt euch nicht, Zeit oder Stunde zu wissen, die der Vater in seiner Macht bestimmt hat.“ (Apostelgeschichte 1,7) Die Ankündigung eines angeblichen Wiederkunftstermins Christi ist schon daher mit dem biblischen Zeugnis nicht zu vereinbaren, weil sie den falschen Eindruck erweckt, als könne Christus bis zu diesem genannten Termin noch nicht kommen, als gäbe es also irgendeinen Tag, an dem wir noch nicht für seine Wiederkunft bereit sein müssten. Als Christen sollen und dürfen wir dagegen jeden Tag mit der Wiederkunft unseres Herrn rechnen. Dies ist für uns kein bedrückender oder schockierender Gedanke, sondern eine ganz fröhliche Gewissheit: Diese Welt wird am Ende nicht einfach im Chaos versinken; auch werden nicht Menschen dieser Welt ihr endgültiges Garaus bereiten. Vielmehr geht diese Welt und gehen wir mit ihr dem wiederkommenden Christus entgegen, der allein dieser Welt einmal ein Ende setzen wird. Und der, der uns da als der Weltenherrscher und als der wiederkommende Herr entgegenkommt, der ist uns ja nicht unbekannt, sondern dessen Ankunft erleben wir jetzt schon jeden Sonntag in der Feier des heiligen Mahles. So ist jede Sakramentsfeier gleichsam eine „Generalprobe“ für das ganz große Kommen unseres Herrn am Ende der Tage.

Wenn wir auch als Christen keinen Termin der Wiederkunft Christi errechnen können und sollen, so sollen wir uns doch immer wieder auch durch Geschehnisse in dieser Welt an das Bevorstehen dieser Wiederkunft erinnern lassen. Christus hat angekündigt, dass sich die Welt vor seiner Wiederkunft nicht gleichsam von selbst in ein Paradies verwandeln wird; vielmehr spricht er von Kriegen, Hungersnöten, Erdbeben und Christenverfolgungen, die seinem Kommen vorausgehen werden. So dürfen wir uns durch die vielen Schreckensnachrichten in den Medien immer wieder auch auf das versprochene Kommen unseres Herrn verweisen lassen und ihn um so dringlicher um seine baldige Wiederkunft bitten. Zugleich sollen wir aber auch immer daran denken, dass sich durch solche Ereignisse kein „Zeitfahrplan“ bis zum Ende dieser Welt aufstellen lässt. Vielmehr betont Christus selber, dass er

gerade dann wiederkommen wird, wenn die meisten Menschen nicht mit seinem Kommen rechnen.

Wenn Christus wiederkommen wird, wird er eine neue Welt schaffen: eine Welt, in der es das Böse und den Bösen, in der es Krankheit, Abschied und Tod nicht mehr geben wird. Auf diese Welt dürfen wir uns als Christen jetzt schon von Herzen freuen. Angesichts all dessen, was wir hier auf der Erde erleben, brauchen wir als Christen nicht in Panik zu verfallen und auch nicht zu verzweifeln, weil es uns doch nicht gelingt, diese Welt in eine wirklich gute Welt zu verwandeln. Wir dürfen vielmehr ganz nüchtern und besonnen in dieser Welt mitarbeiten und uns nach unseren Kräften dafür einsetzen, dass den Menschen in ihren Nöten geholfen wird, so gut uns dies möglich ist. Die Kraft dafür gibt uns der Ausblick auf das gute Ende, um das wir als Christen jetzt schon wissen dürfen und um das wir jeden Tag beten sollen und dürfen: „Amen, ja komm, Herr Jesus!“ (Offenbarung 22,20)

Ich glaube an den Heiligen Geist.

Dass das Bekenntnis „Ich glaube an den Heiligen Geist“ ein Grundbekenntnis des christlichen Glaubens ist, können viele Christen für sich selber schwerlich nachvollziehen, selbst wenn sie es Sonntag für Sonntag im Gottesdienst mitsprechen mögen. Um so wichtiger ist es, dass wir uns klarmachen, was wir mit diesen Worten eigentlich glauben und bekennen.

1. Wer ist der Heilige Geist?

Das Wort „Geist“ wird im Deutschen in ganz verschiedenen Zusammenhängen gebraucht. Es kann das denkende und wollende Bewusstsein des Menschen umschreiben, das, was ihn über sein natürliches Sein hinaushebt. Was dieser menschliche Geist hervorbringt,

kann sich entwickeln; entsprechend redet man auch von einer „Geistesgeschichte“. „Geist“ kann aber auch so etwas wie eine Stimmung, eine zwischenmenschliche Atmosphäre beschreiben, wenn man von einer „begeisterten Stimmung“ oder davon redet, dass irgendwo ein „guter Geist“ herrscht, oder wenn man etwa vom „Geist von Camp David“ spricht. Schließlich gibt es auch noch so etwas wie Geisterbahnen und Geisterbeschwörungen. Wir meinen mit diesen Geistern unsichtbare Wesen, die sich mitunter sehr plötzlich zu erkennen geben und einen erschrecken. Mit all dem hat der Heilige Geist nichts zu tun. Der Heilige Geist ist kein Gespenst, und an ihn kommt man auch nicht mit spiritistischen Sitzungen heran. Der Heilige Geist ist auch kein gutes Gefühl; er lässt sich im Gegenteil gerade nicht fühlen. Und der Heilige Geist ist auch nicht in unserem Gehirn angesiedelt und entwickelt sich von daher auch nicht im Lauf der Zeit weiter. Christus selber macht vielmehr deutlich: Der Heilige Geist ist selber eine Person – eine Person, die nicht dem Bereich des Geschaffenen, sondern dem Bereich Gottes zugehört, ja die selber Gott ist. Als „Tröster“ oder „Rechtsanwalt“, der von Gott dem Vater zu uns gesandt ist, bezeichnet Christus ihn. Der Heilige Geist ist also unser Beistand, der uns zum Glauben hilft und uns selber glauben und aussprechen lässt, was wir von uns aus niemals könnten. Wie ein Rechtsanwalt seinen Mandanten vertritt, so vertritt uns der Heilige Geist vor Gott: „Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich’s gebührt; sondern der Geist selbst vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen.“ (Römer 8,26) Entsprechend können wir uns mit unseren Gebeten an den Heiligen Geist wenden und ihn um sein Kommen und seine Hilfe bitten, wie wir dies in den Pfingstliedern der Kirche ja auch tun.

Dass der Heilige Geist selber wie Gott der Vater und wie Jesus Christus Person und selber Gott ist und wir dennoch nicht an drei Götter, sondern nur an einen Gott glauben, übersteigt natürlich unser menschliches Vorstellungsvermögen. Es handelt sich dabei nicht um eine Idee, die sich irgendwelche Theologen einmal ausgedacht haben, sondern wir glauben an den dreieinigen Gott, weil Christus selber uns

Gott so vorgestellt und zu erkennen gegeben hat. Wir können über Gott eben nur so viel aussagen, wie er uns von sich gezeigt und offenbart hat; alles Weitere wäre bloße Spekulation. Andererseits dürfte es durchaus nachvollziehbar sein, dass Gott in seinem Wesen unser menschliches Denken übersteigt: Was wäre das für ein kleiner Gott, den wir mit unserem menschlichen Geist erfassen könnten? Selbst viele Phänomene in den Elementarstrukturen unserer Welt, die die moderne Naturwissenschaft entdeckt hat, lassen sich mit unserem logischen Denken nur begrenzt erfassen – wie sollten wir da den mit unserem Verstand begreifen können, der dies alles geschaffen hat?

Der Heilige Geist wird in der Heiligen Schrift jedoch nicht nur als handelnde Person beschrieben, sondern zugleich auch als Gabe und Geschenk von Gott. Beides schließt sich nicht aus: Auch wenn der Heilige Geist uns von Gott geschenkt wird, wird er für uns nicht zu einem „Besitz“, über den wir verfügen können; er bleibt auch als Gabe Gottes „der Herr, der Heilige Geist“, wie er in unserem Nizänischen Glaubensbekenntnis genannt wird.

2. Was bewirkt der Heilige Geist?

Es gibt auch in bestimmten christlichen Kreisen die Vorstellung, wonach man den Heiligen Geist fühlen und spüren kann, weil dieser im Menschen bestimmte Glücksgefühle oder ekstatische Phänomene hervorruft. Dagegen spricht der Apostel Paulus vom Heiligen Geist sehr viel nüchterner: er macht deutlich, dass der Heilige Geist zunächst und vor allem den Glauben an Christus und das Bekenntnis zu ihm bewirkt: „Niemand kann Jesus den Herrn nennen außer durch den heiligen Geist.“ (1. Korinther 12,3) Das Bekenntnis zu Jesus Christus als unserem Herrn ist also nicht etwas, worauf jeder Mensch mit etwas Nachdenken und gutem Willen auch selber kommen kann. Vielmehr formuliert Martin Luther in seinem Kleinen Katechismus sehr treffend: „Ich glaube, dass ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesus

Christus, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann; sondern der Heilige Geist hat mich durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet, im rechten Glauben geheiligt und erhalten.“ Wie Menschen dies für sich erleben, dass sie zu Christus kommen, kann dabei sehr unterschiedlich sein; auf die Art des Erlebens kommt es auch nicht an. Es gibt Menschen, die durch die Botschaft von Jesus Christus so etwas wie eine plötzliche, spontane Lebenswende erfahren haben, die mit einem Mal erkannt haben, was Jesus Christus für sie und ihr Leben bedeutet. Andere sind vielleicht von Kindheit an in den Glauben an Jesus Christus hineingewachsen und haben nie irgendeinen besonderen Bruch in ihrem Leben erfahren. Wieder andere sind vielleicht zunächst eher oberflächlich mit dem christlichen Glauben in Berührung gekommen und haben dann erst später, nach einer ganzen Weile, erfahren und gemerkt, wie das Evangelium auch sie geprägt und verändert hat und ihnen nun doch ganz wichtig geworden ist, was sie zunächst nur aus einem gewissen Abstand wahrgenommen hatten. Das Wirken des Heiligen Geistes kann sich in der Lebensgeschichte von Menschen also ganz unterschiedlich widerspiegeln; doch immer wieder führt es zum Bekenntnis zu Jesus Christus, unserem Herrn. Und dieser Glaube wirkt sich dann auch weiter aus im Leben eines Christen, so stellt es uns der Apostel Paulus vor Augen. Die größten Gaben und Wirkungen des Heiligen Geistes bestehen dabei nicht darin, dass ein Mensch feurige Reden über den christlichen Glauben halten kann oder immer fröhlich und vergnügt ist. Sondern die größte Gabe des Heiligen Geistes ist die Liebe, die ganz nüchterne Zuwendung zum Nächsten in der christlichen Gemeinde und darüber hinaus. Der Heilige Geist zeigt sich also nicht zuerst und vor allem in spektakulären Phänomenen, sondern er bewirkt die Bereitschaft, in der Gemeinde den anderen auch ganz unauffällig zu dienen, sich aus dieser Gemeinschaft nicht auszuklinken und nur das zu tun, was einem selber Spaß macht, und er wirkt die Geduld, mit der man das trägt, was Gott einem im Leben auferlegt.

3. Wie bekommen wir den Heiligen Geist?

Wenn wir ohne den Heiligen Geist nicht an Christus glauben können, dann ist es dringend nötig zu wissen, wo und wie wir diesen Heiligen Geist bekommen können. Schließlich geht es in unserem Glauben an Christus um nicht weniger als um unsere Rettung, wenn wir uns einmal vor Gott werden verantworten müssen.

Wir bekommen den Heiligen Geist nicht, wenn wir uns zu Hause unsere eigenen Gedanken über Gott machen oder über ihn meditieren, und wir bekommen ihn auch nicht, wenn wir sonntags morgens einen Spaziergang durch den Wald machen und uns dabei Gott ganz nahe fühlen. Sondern wir bekommen den Heiligen Geist nur dort, wo Christus ihn uns selber versprochen und zugesagt hat: Wir bekommen ihn zunächst einmal in der heiligen Taufe; wir bekommen ihn, wenn wir das Wort Gottes im Gottesdienst hören und es zu Hause in der täglichen Andacht lesen; wir bekommen ihn, wenn uns in der heiligen Beichte die Sünden vergeben werden und wenn wir im heiligen Mahl den Leib und das Blut des Herrn empfangen. Das sind die „Gnadenmittel“, wie die Kirche diese „Steckdosen des Heiligen Geistes“ nennt. Darum ist es für uns als Christen entscheidend wichtig, dass wir von diesen Gnadenmitteln Gebrauch machen, ganz konkret im Gottesdienst. Denn Gott selbst hat das Wirken seines Geistes an diese Mittel gebunden. Wir werden also nicht „direkt von oben“ durch den Heiligen Geist inspiriert; und wenn jemand meint, der Heilige Geist habe ihm dieses oder jenes gesagt oder gezeigt, dann möge er dies bitte am Wort der Heiligen Schrift überprüfen, das durch den Heiligen Geist gewirkt ist. Denn sonst besteht die Gefahr, dass wir unseren eigenen menschlichen Geist mit dem Heiligen Geist verwechseln. Und nur der allein leitet uns in alle Wahrheit, indem er uns immer wieder auf Christus verweist und den Glauben an ihn wirkt. Suchen und finden wir den Heiligen Geist darum nicht in unseren Gefühlen, sondern allein in Gottes Wort und Sakrament.

Ich glaube, dass ich ein Glied am Leib Christi bin.

„Glaube ja – Kirche nein!“ – Diese Titelschlagzeile einer Ausgabe des „Spiegel“ gab sehr treffend die Einstellung vieler Menschen in unserem Land gegenüber „der Kirche“ wider: Religiosität in ihren vielfältigsten Erscheinungsformen wird durchaus als etwas Positives angesehen und gewertet – aber „meinen Glauben“ suche ich mir immer noch selber aus, den lasse ich mir nicht von irgend jemand anders vorschreiben, und den übe ich auch nicht in irgendeiner verbindlichen Gemeinschaft aus, sondern lasse mich allein von meinen Empfindungen und Bedürfnissen leiten. Diese Einstellung ist dann immer wieder verknüpft mit mehr oder weniger pauschalen Urteilen über die „Amtskirche“, mit der man nichts zu tun haben will, weil sie angeblich so „starr“ und „dogmatisch“ sei.

Das sahen die Christen der ersten Jahrhunderte durchaus anders: „Niemand kann Gott zum Vater haben, der die Kirche nicht zur Mutter hat“, so formuliert der Kirchenvater Cyprian und bringt damit durchaus treffend zum Ausdruck, was schon das Neue Testament selber zum Thema „Kirche“ zu sagen hat: Christ sein kann ich nur in der Kirche. Doch diese Aussage will natürlich erläutert sein.

1. Die Kirche ist kein Verein.

Der protestantische Theologe Friedrich Schleiermacher, gewissermaßen der „Kirchenvater“ der unierten Landeskirche, schreibt in seiner „Christlichen Glaubenslehre“: „Die christliche Kirche bildet sich durch das Zusammentreten der einzelnen Wiedergeborenen zu einem geordneten Aufeinanderwirken und Miteinanderwirken.“ Einzelne Gläubige kommen also zusammen und bilden einen Verein namens Kirche, der auf den gleichen „Gemütsregungen“, wie Schleiermacher sie nennt, seiner Mitglieder beruht. Dies ist so ziemlich genau das Gegenteil von

dem, was das Neue Testament über die Kirche sagt: Nicht die „Mitglieder“ schließen sich zu einer Kirche zusammen, sondern Christus stiftet die Kirche und fügt Menschen durch die Heilige Taufe in die Kirche ein. Die Kirche ist also immer schon vor mir und vor meinem Glauben da; sie ist „die Mutter, die einen jeden Christen zeugt“, wie Martin Luther es im Großen Katechismus schreibt. Entsprechend bin ich als Christ nicht „Mitglied“ in einem frommen Verein, sondern Christus macht mich durch die Taufe zu einem Glied an seinem Leib. Die Kirche ist der Leib Christi, sie ist ein lebendiger Organismus, dessen Haupt Christus allein ist. Dass ich zur Kirche gehöre, hängt also nicht von meinem Glauben und meinen Empfindungen ab, sondern von dem, was Christus mit mir macht und mir als Glied an seinem Leib immer wieder zuteil werden lässt. Was Kirche in Wirklichkeit ist, wird am allerdeutlichsten erkennbar und sichtbar bei der Feier des Heiligen Abendmahls: Da kommen eben auch nicht einfach einzelne Gläubige zusammen, um miteinander ein Gedächtnismahl zu feiern oder miteinander eine nette oder feierliche Gemeinschaft zu genießen. Sondern Christus ist der Gastgeber dieses Mahles; er ist selber mit seinem Leib und Blut im Brot und Wein des Heiligen Abendmahls wirklich gegenwärtig, und diese Gegenwart hängt eben nicht von unserem Glauben oder unserem Gefühl ab, sondern wird allein durch Christus selber, durch sein wirksames Wort, bewirkt, das über den Elementen von Brot und Wein gesprochen wird. Jeder, der das heilige Sakrament empfängt, empfängt den Leib und das Blut des Herrn und wird dadurch immer wieder neu als ein Glied am Leib Christi mit diesem Christus verbunden. Um diese Verbindung mit Christus, um diese reale Teilhabe an ihm geht es also in der Kirche. Und weil ich ohne diese Teilhabe an Christus, ohne diese Verbindung mit ihm durch das Evangelium und die Heiligen Sakramente nicht Christ sein und bleiben kann, kann ich eben zugleich auch ohne Kirche nicht Christ sein und bleiben. Und in diesem Sinne gilt dann auch, was das lutherische Bekenntnis sagt: „Außerhalb der Kirche gibt es kein Heil“, denn außerhalb der Kirche schenkt Christus nicht die Gemeinschaft mit sich, die unser Heil ist.

2. Die Kirche ist erkennbar.

Wenn Menschen über die „Amtskirche“ schimpfen, dann können wir also nicht mit dem Argument antworten, die Kirche sei in Wirklichkeit nur eine geistige Größe und etwas Unsichtbares. Nein, die Kirche Jesu Christi ist in der Tat erkennbar und wird immer wieder sichtbar – allerdings nicht in irgendwelchen Verwaltungsgebäuden oder Großorganisationen, sondern überall da, wo in einer christlichen Gemeinde das Evangelium unverfälscht gepredigt wird und die heiligen Sakramente so ausgeteilt werden, wie Christus sie gestiftet hat. Die Kirche hat also ganz bestimmte Kennzeichen, an denen sie erkannt werden kann: Da, wo Christus durch sein Wort und seine Sakramente wirkt, da ist Kirche. Das heißt allerdings umgekehrt auch: Nicht überall, wo „Kirche“ draufsteht, ist auch Kirche drin. Wenn zum Beispiel in einer Gemeinde nur von dem gepredigt wird, was wir als Christen alles tun sollen, wie wir sozial und politisch handeln sollen, und nicht von dem gesprochen wird, was Gott durch den Tod Christi für uns getan hat, dann fehlt dort, was Kirche zur Kirche macht. Und darum ist es auch nicht egal, zu welcher auch äußerlich erkennbaren Kirche und Gemeinde wir uns halten.

Jede Gemeinde, in der das Evangelium von dem gekreuzigten und auferstandenen Christus verkündigt wird und in der die Sakramente nach der Einsetzung Christi gespendet werden, ist also ganz Kirche Jesu Christi, wird als Leib Christi erkennbar und sichtbar. Dabei kommt es durchaus nicht auf die Größe an: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“ (Matthäus 18,20), sagt Christus. Aber die einzelne Gemeinde ist nicht die ganze Kirche Jesu Christi. Sondern Kirche ist ihrem Wesen nach immer katholisch. Das Wort „katholisch“ bedeutet soviel wie „allumfassend“, die ganze Welt umspannend und auch die ganze Zeit seit dem Beginn der Kirche nach der Auferstehung Jesu umfassend. Auch als lutherische Christen gehören wir also zur katholischen Kirche, auch wenn wir natürlich

nicht römisch-katholisch sind, weil wir den Papst in Rom nicht als unser Oberhaupt anerkennen. Wenn wir beispielsweise in anderen Gemeinden unserer lutherischen Kirche in Deutschland oder auch in anderen Ländern zu Besuch sind und dort am Gottesdienst teilnehmen, dann erfahren wir etwas davon, dass die Kirche viel größer ist als unsere Gemeinde. Und wenn wir sonntags dieselbe Liturgie feiern, die auch Christen schon vor vielen hundert Jahren gefeiert haben und die auch jetzt zur gleichen Zeit Christen überall auf der Welt feiern, dann können wir darin etwas von dem Geheimnis der Katholizität der Kirche erahnen. Und die eine Kirche reicht schließlich sogar noch weiter, als wir es mit unseren Augen erkennen können: Die „Gemeinde der Heiligen“ umfasst auch diejenigen, die schon heimgegangen sind und schon in der vollendeten Gemeinschaft mit Christus leben: Es gibt nur eine Kirche im Himmel und auf Erden.

3. In der Kirche gibt es Ämter und Dienste.

Wenn auf die „Amtskirche“ geschimpft wird, dann wird das Wort „Amt“ zumeist im Sinne von „Büro“ und „Bürokratie“ verstanden. In der Kirche reden wir auch vom „Amt“, aber in ganz anderer Weise: Wenn die Kirche nur durch die Gnadenmittel Wort und Sakrament erkennbar wird und gebaut wird, dann müssen Menschen da sein, die diese Gnadenmittel austeilen. Und mit eben diesem Dienst hat Christus ganz konkrete Menschen beauftragt: Zuerst waren dies die Apostel, und in ihrer Nachfolge wird dieses Amt bis heute von denen ausgeübt, die er, Christus, in der heiligen Ordination damit betraut hat. Dieses apostolische Amt der Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung gehört wesenhaft zur Kirche dazu. Es hebt den, dem dieses Amt anvertraut ist, allerdings nicht über die anderen Glieder der Gemeinde – im Gegenteil: Es stellt ihn *unter* die anderen: „Wenn jemand will der Erste sein, der soll der Letzte sein von allen und aller Diener.“ (Markus 9,35) Auch die „Amtsträger“ sind fehlsame Menschen, die nicht anders als der Rest der Gemeinde ganz aus der Vergebung Gottes leben müs-

sen. Wo sie jedoch im Auftrag Christi seine Gnadenmittel austeilen, da sollen wir nicht auf ihre Person blicken, sondern in ihnen den erkennen, der sie gesandt hat: „Wer euch hört, der hört mich.“ (Lukas 10,16)

Das Amt des Pastors darf niemals der einzige Dienst in der Gemeinde sein: Alle miteinander sind wir Glieder am Leib Christi und haben damit Gaben und Aufgaben, mit denen wir den anderen Gliedern und damit dem ganzen Leib Christi dienen sollen und dürfen. Die Gemeinde hängt nicht am Pastor, sondern an Christus – und dessen Leib hat viele Glieder. Mögen wir uns von diesem Leib nicht selber amputieren, indem wir von Gottes Wort und Sakrament fernbleiben, und vielmehr entdecken, mit was für Gaben auch wir uns als Glieder in unsere Gemeinde einbringen können, damit „der Leib wächst und sich selbst aufbaut in der Liebe.“ (Epheser 4,16)

Ich glaube, dass ich für immer mit Christus leben werde.

Die Kirche redet vom Tod. Das macht sie nicht unbedingt beliebt. Denn vom Tod spricht man heute nicht; man verdrängt ihn, soweit es geht, aus dem Alltag, möchte zumeist nicht darüber reden – selbst in einer christlichen Gemeinde. Gestorben wird in Krankenhäusern und Pflegeheimen, dort, wo es möglichst keiner sonst mitbekommt. Doch in Wirklichkeit bestimmt der Tod unser Lebensgefühl auch heute ganz entscheidend mit: Vom „Leben als letzter Gelegenheit“ hat Marianne Gronemeyer in einem tiefgründigen Buch gesprochen und geschildert, wie der heutige Mensch Sicherheit und Beschleunigung zur vorrangigen Aufgabe der Weltverbesserung macht: „Sicherheit, um dem Einzelleben wenigstens seine durchschnittliche Lebensspanne zu garantieren, und Beschleunigung, um die unerträgliche Kluft zwischen den unendlichen Möglichkeiten, die die Welt da draußen bereithält, und der kläglichen Zeit, die dem Einzelnen zu deren Ausschöpfung zur Verfügung steht, wenigstens zu verringern. Der Mensch gerät in Panik.

Neben den Tod tritt ein beinahe noch ärgerer Widersacher des Lebens: die Angst, etwas zu versäumen.“ Was haben wir als Christen zum Tod zu sagen?

1. Der Tod ist etwas Unnatürliches.

Eine Möglichkeit des Menschen, mit dem unausweichlichen Schicksal des Todes umzugehen, ist die, ihn zu etwas „ganz Natürlichem“ zu erklären. Der Tod gehört nun mal zum Leben mit dazu; das Sterben des Einzelnen ist ein Teil des ewigen „Stirb und werde“, das unsere Welt bestimmt, und von daher sollten wir ihn als etwas ganz Normales annehmen. Gerade im Bereich der Esoterik tauchen solche Gedanken immer wieder auf und scheinen ja auch einen gewissen Trost zu vermitteln. Doch wenn wir selber ganz konkret mit dem Tod eines Menschen und auch mit unserem eigenen Tod konfrontiert werden, spüren wir es ganz genau: Der Tod ist nicht einfach bloß etwas „ganz Natürliches“; er ist nicht gut und normal. Er zertrennt menschliche Gemeinschaft, er verletzt, er widerspricht ganz und gar unserem menschlichen Verlangen nach Leben, und er lässt sich von daher auch nicht schönreden. Dass Menschen sterben müssen, zeigt vielmehr, dass unsere Welt nicht gut ist, nicht so ist, wie sie von Gott ursprünglich einmal gewollt war. Der Tod ist Konsequenz und Ausdruck unseres zerbrochenen Verhältnisses zu Gott, oder, wie es Paulus im Römerbrief formuliert: „Der Tod ist der Sünde Sold.“ (Römer 6,23) Das heißt nicht, dass man das Sterbealter eines Menschen in irgendeine Beziehung zu seinen konkreten Sünden setzen könnte. Wohl aber ahnen wir: Der Tod ist und bleibt das entscheidende Problem unseres Lebens – ein Problem, das nicht wir bewältigen können, sondern das nur Gott selber lösen kann.

2. Im Tod fällt eine letzte Entscheidung.

In unserer heutigen Zeit übt der Gedanke der Reinkarnation, der Wiederverkörperung der Seele nach dem Tod, auf viele Menschen in unserem Land eine große Faszination aus, und so liegt buddhistisches Gedankengut heute scheinbar voll „im Trend“. In Wirklichkeit handelt es sich dabei jedoch um eine Anpassung buddhistischer Gedanken an unsere westliche Wohlstandsgesellschaft, die dem ursprünglichen Anliegen des Buddhismus völlig zuwiderläuft: Im Buddhismus ist die Reinkarnation etwas Negatives und Leidvolles, wünscht sich ein Buddhist nichts sehnlicher, als nicht mehr wiedergeboren zu werden, nicht mehr als „ich“ zu existieren, sondern wie ein Tropfen im Meer des Nirwana untergehen zu dürfen. In unserem gesellschaftlichen Kontext wird die Reinkarnation dagegen als etwas Positives wahrgenommen, als eine Möglichkeit, „im nächsten Leben“ wiedergutzumachen, was man im vorherigen versäumt hat, und sich so immer weiter nach oben zu entwickeln und selbst zu verwirklichen. So faszinierend dieser Gedanke auch klingen mag – er widerspricht der christlichen Botschaft ganz und gar und lässt sich mit ihr nicht vereinbaren. Nach christlichem Verständnis müssen nicht wir die Folgen unserer Verfehlungen abarbeiten und uns durch unser Tun nach oben entwickeln – vielmehr empfangen wir schon jetzt die Vergebung Gottes, die in Ordnung bringt, was wir verfehlt haben. Weiterhin setzt dieser Gedanke der Reinkarnation voraus, dass unser Körper nur in einem losen Verhältnis zu unserer Seele steht und letztlich unwichtig, ja vielleicht gar hinderlich sei. Wirklich wichtig sei nur die unsterbliche Seele. Die Heilige Schrift macht hingegen deutlich, dass Körper und Seele untrennbar zusammengehören und dass die Erlösung nicht nur die Seele, sondern auch den Körper mit umfasst. Dies bringen in besonderer Weise auch die Sakramente zum Ausdruck, in denen Gott ja gerade leiblich an uns handelt: Christus nimmt im heiligen Mahl *leiblich* in uns Wohnung und wird gerade darum diesen Leib, in dem er lebt, am Ende einmal auf-

erwecken – gewiss in einer Gestalt, die wir uns jetzt noch gar nicht vorstellen können, aber doch so, dass wir wieder „wir selber“ sein werden. Und der Gedanke der Reinkarnation verharmlost schließlich die Tatsache, dass in unserem Tod eine letzte Entscheidung fällt: Es ist den Menschen bestimmt, „*einmal* zu sterben, danach aber das Gericht“, heißt es im Hebräerbrief (Hebräer 9,27). Jetzt, hier in diesem Leben, fällt die Entscheidung über mein ewiges Geschick; ich habe keinen zweiten Versuch und sollte gerade auch von daher den Gedanken an das Ende meines Lebens nicht verdrängen. Dafür steht für mich zu viel auf dem Spiel.

3. Der Tod ist für uns Christen ein Durchgangstor zum Leben.

Dass der Tod für uns Christen ein Durchgangstor zum Leben ist, ist keine selbstverständliche Aussage. Vielmehr dürfen wir allein darum dies behaupten, weil Christus selbst durch seine Auferstehung die Macht des Todes gebrochen und uns in der Heiligen Taufe an diesem Sieg über den Tod Anteil gegeben hat: Wer getauft ist, ist damit hineingeboren in ein neues Leben, das auch der Tod nicht zerstören kann. Von dem Geschenk unserer Taufe her dürfen wir nun allerdings in der Tat ganz zuversichtlich unserem Tod entgegenblicken. Nicht, dass wir den Tod nicht auch immer zugleich als Strafe und als etwas Unnatürliches empfinden würden, nicht dass unser Sterben oft genug auch mit viel Leid verbunden und wahrlich nichts ist, wonach wir uns sehnen würden. Doch gerade wenn wir diese Realität des Todes ganz ernst nehmen, dürfen wir als Christen zugleich auch ganz getrost den Tod als Durchgangstor zum Leben und damit in letzter Konsequenz sogar als etwas Positives wahrnehmen: So sehr hat Christus den Tod entmachtet, dass er uns jetzt sogar zum Guten dienen muss.

Der Tod ist Durchgangstor zum Leben – das heißt: Wir kommen nach unserem Tod nicht bloß in eine „Wartehalle“; wir bleiben nach unserem Tod nicht im Ungewissen. Sondern im Augenblick unseres

Todes wird für uns unmittelbar erfahrbar werden, was Christus uns zugesagt hat: „Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.“ (Johannes 5,24) In diesem Sinne dürfen wir mit dem Apostel Paulus sprechen: „Ich habe Lust, aus der Welt zu scheiden und bei Christus zu sein“ (Philipper 1,23) und die Zusage Christi auch auf unsere Todesstunde beziehen: „Heute wirst du mit mir im Paradies sein.“ (Lukas 23,43)

Ewige Gemeinschaft mit Christus – das ist der Kern der Hoffnung, die wir hinsichtlich unseres Lebens nach dem Tod haben. Im Unterschied zu den heiligen Schriften manch anderer Religionen ist die Bibel sehr zurückhaltend in der Beschreibung dessen, was nach dem Tod auf uns zukommt: Sie beschreibt dieses neue Leben nicht als Schlaraffenland und beschränkt sich im wesentlichen darauf, aufzuzählen, was es dann einmal *nicht* mehr geben wird: keine Tränen, kein Leid, keinen Schmerz und keinen Tod. Denn zur Beschreibung dessen, was wir einmal erleben werden, fehlen uns jetzt noch jegliche Worte. Was wir positiv sagen dürfen, ist dies: Wir werden Gott schauen dürfen, und dies wird das vollendete Glück unseres Lebens sein.

4. Der Tod ist das Ende unserer Zeitlichkeit.

Nun legt sich an dieser Stelle immer wieder die Frage nahe: Noch ist der Jüngste Tag doch gar nicht gekommen; noch ist die Auferstehung der Toten doch gar nicht geschehen. Was ist denn nun mit unseren Toten in der „Zwischenzeit“? Die Antwort darauf kann jedenfalls nicht darin bestehen, dass wir sagen, die Auferstehung unseres Leibes sei letztlich ja gar nicht so wichtig; Hauptsache, unsere Seele lebe „irgendwie“ nach dem Tode weiter. Wenn es nur um die Unsterblichkeit unserer Seele ginge, hätte sich Christus seine Auferstehung auch sparen können. Auch unsere Seele ist nicht von sich aus unsterblich; sie lebt nur darum weiter, weil Gott ihr ein neues Leben schenkt. Doch darüber

hinaus gilt für uns: „Leiblichkeit ist das Ende aller Wege Gottes.“
(Friedrich Christoph Oetinger)

Die Antwort auf die Frage nach der „Zwischenzeit“ besteht vielmehr darin, dass die Kategorien von Raum und Zeit in der Welt Gottes eine ganz andere Rolle spielen werden als bei uns. Was uns hier noch zeitlich getrennt erscheint – unser Tod und die Auferstehung am Jüngsten Tag –, das ist aus der Sicht der Welt Gottes schon eins. Von daher erlaubt unser lutherisches Bekenntnis auf der einen Seite ausdrücklich das Gebet für die Toten; andererseits kann es auch davon sprechen, dass die Heiligen und Vollendeten vor dem Thron Gottes jetzt schon Fürbitte für uns leisten. Mit unseren zeitlichen Maßstäben können wir die neue Welt Gottes eben nicht fassen. Und dies gilt erst recht für die Dimension der Ewigkeit: Ewig heißt eben nicht „unendlich lang(weilig)“, sondern beschreibt den Zustand vollkommenen Glücks. Wenn wir bei einem wunderbaren Fest jegliches Gespür für die Zeit verlieren und nach etlichen Stunden ganz überrascht feststellen, wie spät es schon ist, haben wir einen kleinen Vorgeschmack dessen, was uns gleichsam in höchster Potenzierung dann einmal erwartet, wenn wir für immer mit Christus leben werden. Und darum brauchen wir als Christen eben auch keine Angst zu haben, wir könnten in unserem Leben wirklich etwas versäumen.

Zweiter Teil: Was gegen den christlichen Glauben vorgebracht wird

Ich bin nun mal nicht religiös.

Wenn wir uns mit anderen Menschen über den christlichen Glauben unterhalten, hören wir immer wieder dieses Argument: „Ich bin nun mal nicht religiös.“ Mit diesem Argument scheint sich jede weitere Diskussion zum Thema zu erübrigen: Was soll man über den Glauben noch sprechen, wenn der Gesprächspartner von vornherein seine religiöse „Unmusikalität“ offen zugibt?

Wir befinden uns angesichts dieses Arguments oftmals in der gleichen Situation, die Joseph Ratzinger, der emeritierte Papst Benedikt XVI. (Amtszeit 2005 bis 2013) in seiner sehr lesenswerten „Einführung in das Christentum“ bereits vor längerer Zeit in Anlehnung an eine Gleichniserzählung Sören Kierkegaards beschrieben hat: „Diese Geschichte besagt, dass ein Reisezirkus in Dänemark in Brand geraten war. Der Direktor schickte daraufhin den Clown, der schon zur Vorstellung gerüstet war, in das benachbarte Dorf, um Hilfe zu holen, zumal die Gefahr bestand, dass über die abgeernteten, ausgetrockneten Felder das Feuer auch auf das Dorf übergreifen würde. Der Clown eilte in das Dorf und bat die Bewohner, sie möchten eiligst zu dem brennenden Zirkus kommen und löschen helfen. Aber die Dörfler hielten das Geschrei des Clowns lediglich für einen ausgezeichneten Werbetrick, um sie möglichst zahlreich in die Vorstellung zu locken; sie applaudierten und lachten bis zu Tränen. Dem Clown war mehr zum

Weinen als zum Lachen zumute; er versuchte vergebens, die Menschen zu beschwören, ihnen klarzumachen, dies sei keine Verstellung, kein Trick, es sei bitterer Ernst, es brenne wirklich. Sein Flehen steigerte nur das Gelächter, man fand, er spiele seine Rolle ausgezeichnet – bis schließlich in der Tat das Feuer auf das Dorf übergelitten hatte und jede Hilfe zu spät kam, so dass Dorf und Zirkus gleichermaßen verbrannten.“ (Ratzinger 1968, S.17)

Die Dörfler kommen gar nicht auf die Idee, dass der Clown nicht bloß eine Rolle spielen könnte – und dass sie entsprechend nicht nur Zuschauer sein könnten. Genau das ist auch häufig unser Problem, mit dem wir in Glaubensgesprächen zu tun haben: Unser Gegenüber ist nicht dazu bereit, sich auch nur auf die Möglichkeit einzulassen, dass er oder sie nicht nur Zuschauer sein könnte, sondern dass es im christlichen Glauben um eine Realität geht, die auch dieses Gegenüber unmittelbar betrifft. Und so wird der christliche Glaube höchstens als ein nettes Hobby wahrgenommen, das einige statt Golf oder Fußball pflegen: Wenn jemand das Spaß macht, soll er es gerne tun; ich habe eben andere Interessen. Oder der Glaube wird als ein psychisches Phänomen angesehen, zu dem manche Menschen eben eher einen Zugang haben als andere. Dabei kann man selbst bei eigentlich recht intelligent erscheinenden Menschen die Beobachtung machen, wie sie sich von Meldungen beeindrucken lassen, wonach es der Neurobiologie mittlerweile gelungen sei, religiöse Erfahrungen im Hirn eines Menschen durch entsprechende Stimuli hervorzurufen: Gott sei von daher nur ein Gefühl, das man künstlich hervorrufen könne; außerhalb dieses Gefühls sei er in Wirklichkeit natürlich gar nicht existent. Auch hier werden schlicht und einfach Kategorien und Argumentationsebenen vertauscht und verschoben: In Wirklichkeit besagt das Phänomen, dass man religiöse Gefühle der Funktion bestimmter Hirnpartien zuordnen kann, überhaupt nichts über die Existenz oder Nichtexistenz Gottes. Denn Glauben ist eben nicht, wie es im 19. Jahrhundert der „Kirchenvater der preußischen Union“, Friedrich Schleiermacher, behauptete, wesentlich „Gefühl“.

Nun mag man in einem Gespräch über den Glauben auch Menschen, die von vornherein erklären, sie seien nicht religiös, zeigen können, dass ihre Argumentation an einigen Stellen logisch durchaus nicht so durchdacht ist, wie sie dies selber behaupten. Doch das ändert nichts daran, dass das Argument, man sei eben nicht religiös, alle Argumente für den christlichen Glauben scheinbar erst einmal ganz abperlen lässt. Wir tun von daher auch gut daran, uns immer klarzumachen, wo die Grenzen christlicher Apologetik, also der Verteidigung des christlichen Glaubens, liegen: Mit keinem noch so guten Argument werden wir auch nur *einen* Menschen zum christlichen Glauben bewegen können. Dies ist und bleibt einzig und allein Wirkung des Heiligen Geistes, der den Glauben, wie Paulus es betont, nicht „mit überredenden Worten menschlicher Weisheit“ (1. Korinther 2,4), sondern durch die „Torheit der Predigt“ (1. Korinther 1,21) des gekreuzigten Christus wirkt. Niemals vergessen dürfen wir, was Martin Luther im Kleinen Katechismus formuliert hat: „Ich glaube, dass ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesus Christus, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann, sondern der Heilige Geist hat mich durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet, im rechten Glauben geheiligt und erhalten.“

Zu schweigen brauchen wir angesichts des Arguments, man sei nun mal nicht religiös, dennoch nicht. Ich pflege auf diesen Hinweis zu antworten, ich sei auch nicht religiös. Dies verblüfft die Gesprächspartner nicht selten und führt dann zu einem Gespräch darüber, was er und ich eigentlich unter „Religion“ verstehen. Meist wird Religion ja verstanden als ein menschlicher Versuch, sich über Gott Gedanken zu machen, ja, sich ihm mit menschlichen Mitteln zu nähern. In diesem Sinne ist der christliche Glaube eben gerade keine Religion. Er ist seinem Selbstverständnis nach gerade kein menschliches Bemühen, sich Gott zu nähern, sondern gründet eben darauf, dass Gott sich umgekehrt dem Menschen genähert hat, weil dieser von sich aus gerade nicht dazu in der Lage ist, an Gott heranzukommen. Entsprechend handelt es sich auch bei dem Glauben nicht um eine angeborene menschliche Fähig-

keit, die bei manchen ausgeprägter ist als bei anderen. Sondern es bleibt ganz und gar Geschenk, wenn einem Menschen die Augen für Gottes Zuwendung zu ihm geöffnet werden. Christlicher Glaube geht von daher wesentlich davon aus, dass er durch eine Realität, die außerhalb von ihm liegt, hervorgerufen worden ist und eben darum gerade nicht Ausdruck menschlicher Gedanken und Bemühungen um ein höheres Wesen namens Gott sein kann. Daran sollte uns liegen, dass unser Gesprächspartner wenigstens wahrnimmt, dass wir als Christen ein ganz anderes, eben ein „nichtreligiöses“ Selbstverständnis haben. Überzeugen werden wir ihn damit allein zumeist nicht. Doch es ist schon viel gewonnen, wenn wir unserem Gesprächspartner zumindest deutlich zu machen vermögen, dass wir für eine Möglichkeit stehen, der sich unser Gesprächspartner von vornherein – und ohne dass er dies letztlich ausreichend begründen könnte – verschließt.

Martin Buber hat dies in einer Geschichte einmal sehr nachdenkenswert geschildert, die von dem Berditschewer Rabbi handelt, den man mit einer Ehrenbezeichnung „Zaddik“ („Gerechter“) nannte: „Einer der Aufklärer, ein sehr gelehrter Mann, der vom Berditschewer gehört hatte, suchte ihn auf, um auch mit ihm, wie er’s gewohnt war, zu disputieren und seine rückständigen Beweisgründe für die Wahrheit seines Glaubens zuschanden zu machen. Als er die Stube des Zaddiks betrat, sah er ihn mit einem Buch in der Hand in begeistertem Nachdenken auf und ab gehen. Des Ankömmlings achtete er nicht. Schließlich blieb er stehen, sah ihn flüchtig an und sagte: ‚Vielleicht ist es aber wahr‘. Der Gelehrte nahm vergebens all sein Selbstgefühl zusammen – ihm schlotterten die Knie, so furchtbar war der Zaddik anzusehen, so furchtbar sein schlichter Spruch zu hören. Rabbi Levi Jizchak aber wandte sich ihm nun völlig zu und sprach ihn gelassen an: ‚Mein Sohn, die Großen der Thora, mit denen du gestritten hast, haben ihre Worte an dich verschwendet, du hast, als du gingst, darüber gelacht. Sie haben dir Gott und sein Reich nicht auf den Tisch legen können, und auch ich kann es nicht. Aber, mein Sohn, bedenke, vielleicht ist es wahr‘. Der Aufklärer bot seine innerste Kraft zur Entgegnung auf; aber dieses furchtbare

„Vielleicht“, das ihm da Mal um Mal entgegenscholl, brach seinen Widerstand.“ (Buber, Werke III, S.348)

Natürlich ist für uns Christen der Glaube unendlich mehr als bloß ein „Vielleicht“. Doch dieses „Vielleicht“ dürfen wir dennoch denen entgegenhalten, die mit ihrem Argument, sie seien nicht religiös, meinen, sie hätten sich endgültig festgelegt oder seien gar endgültig festgelegt, ohne dass sie dafür etwas könnten. Ist solches dogmatische Sich-Verschließen, wie es in diesem Urteil zum Ausdruck kommt, tatsächlich vernünftig? Während wir sonst in unserem Leben immer wieder erfahren, wie wenig wir über unsere Zukunft verfügen können, wird hier eine Festlegung vollzogen, die von vornherein alle Veränderungsmöglichkeiten abzublocken versucht. Dies ist rational nur noch begrenzt begründbar. In Wirklichkeit hat dieses Argument „Ich bin nun mal nicht religiös“ wesentlich eine Schutzfunktion, die den, der dieses Argument vorbringt, davor bewahrt, sich mit dem Anspruch des Glaubens näher auseinandersetzen zu müssen – auf die Gefahr hin, dass sich dann in seinem Leben etwas grundlegend verändern könnte, wenn sich der Anspruch des Glaubens allen Ernstes als wahr erweisen würde. Diese Ahnung, dass die Bereitschaft, sich auf die Fragen des Glaubens einzulassen, ernsthafte Konsequenzen für das eigene Leben haben könnte, dürfte bei vielen einer der tiefsten Beweggründe sein, das Argument, man sei nicht religiös, vorzubringen, auch wenn ihnen dies vielleicht zunächst nicht bewusst sein mag. Die Frage stellt sich dann allerdings in Bezug auf uns Christen, inwiefern wir mit unserem Leben diesen Zusammenhang zwischen Glauben und Lebensveränderung auch selber bezeugen.

Keinesfalls werden wir als Christen dem Argument „Ich bin eben nicht religiös“ dadurch gerecht, dass wir unseren Glauben von seinen Auswirkungen auf unser Leben her zu begründen und zu verteidigen suchen. Natürlich vermag unser Glaube uns auch Glück, Geborgenheit, einen festen Halt und inneren Frieden zu vermitteln. Doch in Bezug auf diese Wirkungen des Glaubens haben wir als Christen wahrlich kein

Monopol. Ich kann mich auch glücklich und geborgen fühlen und einen inneren Frieden spüren, wenn ich nicht an Gott bzw. an andere Götter glaube, sei es in religiöser oder nichtreligiöser Gestalt. Wenn wir den Sinn des Glaubens nur darin erkennen, dass er „etwas bringt“ oder „funktioniert“, dann verfehlen wir auch im Gespräch mit unserem Gegenüber das Entscheidende. Es geht im christlichen Glauben nicht bloß um unser Gefühl, sondern darum, dass es, mit Ratzinger bzw. Kierkegaard gesprochen, tatsächlich „brennt“, dass es hier um eine letzte Wirklichkeit geht, die auch den Gesprächspartner betrifft, ganz gleich, ob er sich nun für religiös hält oder nicht. Mehr als ihm dies zu bezeugen können wir nicht. Aber dieses Zeugnis vorenthalten sollten wir ihm nicht: Es geht darum, dass auch er einer letzten Verantwortung für sein Leben entgegengeht, der er sich nicht entziehen kann. Dass wir uns als Christen vor dieser Verantwortung nicht zu fürchten brauchen, weil wir den kennen, der uns nach unserem Leben fragt, auch davon sollen und dürfen wir dann allerdings sprechen.

Die Wissenschaft hat den Glauben an Gott widerlegt.

Als der berühmte Physiker Pierre Simon Marquis de Laplace 1799 Kaiser Napoleon I. die ersten beiden Bände seines Werkes über die Himmelsmechanik überreichte, fragte dieser ihn, warum in seinem Werk Gott an keiner Stelle erwähnt werde. Darauf antwortete Laplace: „Mein Kaiser, stellen Sie sich einen Dämon vor, der ein so gewaltiges Gehirn besitzt, dass er die Orte und Geschwindigkeiten aller Teilchen im Universum in einem einzigen Augenblick exakt erfassen kann und der außerdem alle Differentialgleichungen, die die Teilchenbewegungen beschreiben, vollständig lösen kann. Dieser Dämon kennt die gesamte Entwicklung des Universums vom Anfang bis zum Ende bis in die kleinsten Einzelheiten, denn alles ist vollständig durch die Naturgesetze vorherbestimmt.“ Auf die Frage Napoleons: „Und wo bleibt Gott in diesem Universum?“ antwortete Laplace: „Sire, diese Arbeitshypothese haben wir nicht mehr nötig.“

Mit dieser Antwort beschreibt Laplace sehr eindrücklich das Weltbild und auch das Selbstverständnis der Naturwissenschaft im 19. Jahrhundert: Die Wirklichkeit lässt sich vollständig mithilfe von Naturgesetzen beschreiben; alles läuft nach dem Ursache-Wirkungs-Prinzip ab und ist von daher prinzipiell vorausberechenbar. Die Welt ist ein geschlossenes System, in dem für einen von außen einwirkenden Gott kein Platz mehr ist. Es ist erstaunlich, dass sich dieses 200 Jahre alte Weltbild immer noch in den Köpfen vieler Menschen erhalten hat, obwohl es im 20. Jahrhundert längst überholt und widerlegt worden ist.

Überholt ist dieses Weltbild in vielfacher Hinsicht: Zum einen ging es selbstverständlich davon aus, dass es nur drei Dimensionen gibt und entsprechend auch alle Wirklichkeit dreidimensional fassbar ist. Doch mittlerweile rechnen moderne Physiker mit sehr viel mehr Dimensionen, und entsprechend ist die Welt für sie auch kein geschlossenes, sondern ein offenes System. Einwirkungen aus anderen Dimensionen sind natürlich nicht beweisbar, aber eben auch nicht widerlegbar – und wer dennoch behauptet, ein Eingreifen Gottes in diese Welt widerlegen zu können, zeigt damit nur, dass er einem völlig veralteten Weltbild verhaftet ist.

Überholt ist das Weltbild des 19. Jahrhunderts weiterhin auch deshalb, weil es glaubte, dass winzige Abweichungen bei der Feststellung der Anfangsbedingungen sich auf die Vorhersage des weiteren Ablaufs eines Geschehens nicht erheblich auswirken. Auch hier ist die moderne Wissenschaft in Wirklichkeit viel weiter; ihre Erkenntnisse sind in den 1980er Jahren unter dem Stichwort der „Chaostheorie“ bekannt geworden und zeigen, dass es nicht nur praktisch, sondern auch prinzipiell der Wissenschaft unmöglich ist, alles vorausberechnen oder erklären zu können, eben weil auch minimalste Störungen das Verhalten eines Systems radikal verändern können. Wenn schon, wie es das bekannte Beispiel der Chaostheorie zeigt, der Flügelschlag eines Schmetterlings in Brasilien schließlich in Texas einen Wirbelsturm entstehen lassen kann, ahnen wir, welche Möglichkeiten Gott hat, in

unsere Welt einzugreifen, ohne dass sich dies wissenschaftlich in irgendeiner Weise nachweisen oder widerlegen ließe.

Endgültig überholt war das Weltbild des 19. Jahrhunderts schließlich, als Physiker wie Heisenberg, Planck und Einstein in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nachwiesen, dass im Bereich der atomaren und subatomaren Welt grundsätzlich nur Wahrscheinlichkeitsaussagen möglich sind und man hier mit dem Erklärungsprinzip von Ursache und Folge nicht weiterkommt, wonach jedes Geschehen eine bestimmte Ursache hat und nach bestimmten festgelegten Gesetzen abläuft. Die fundamentalen Naturprozesse sind unbestimmt und gerade nicht festgelegt.

Das Argument „Die Wissenschaft hat den Glauben an Gott widerlegt“ ist also wissenschaftsgeschichtlich betrachtet ein uralter Ladenhüter. Dennoch gelingt es auch in unserer heutigen Zeit immer wieder, diesen Ladenhüter sehr gewinnbringend zu verkaufen – was durchaus auch sehr wörtlich gemeint ist. Die meisten Menschen, die das Argument, die Wissenschaft habe den Glauben an Gott widerlegt, im Munde führen, sind zu dieser Einsicht ja nicht aufgrund eigener wissenschaftlicher Forschungen gelangt, sondern weil sie möglicherweise den einen oder anderen populärwissenschaftlichen, vielleicht gar reißerisch aufgemachten Zeitschriftenartikel gelesen haben, über den seriöse Wissenschaftler nur den Kopf zu schütteln vermögen. Dies gilt beispielsweise auch für die in regelmäßigen Abständen, zumeist kurz vor höheren christlichen Feiertagen, erscheinenden Veröffentlichungen, in denen behauptet wird, nun habe man endlich die historische Wahrheit über die Bibel, Jesus und den christlichen Glauben herausgefunden. Liest man diese Beiträge mit einer theologischen Vorbildung, hört man in ihnen schnell das leise Rattern der Bartwickelmaschine, weil hier uralte Klischees journalistisch flott bearbeitet noch einmal dem höchstens halbgebildeten Leser untergejubelt werden.

Doch auch im Bereich der Naturwissenschaften hat sich in den letzten Jahren das Phänomen der sogenannten „Pop Science“ herausgebildet,

die in herausragender Weise von dem britischen Astrophysiker Stephen Hawking (1942–2018) betrieben worden ist, der sich daran gemacht hatte, Wissenschaft als Religionsersatz zu verkaufen, und dies mit beträchtlichem Erfolg. Er behauptet in seinem Buch „Der große Plan“ (2010), nachweisen zu können, dass sich das Universum spontan von selbst gebildet haben kann oder gar gebildet hat und darum Gott als Erklärungsprinzip für diese Welt nicht nötig sei: „Da es ein Gesetz wie das der Gravitation gibt, kann und wird sich das Universum (...) aus dem Nichts erzeugen. Spontane Erzeugung ist der Grund, warum es das Universum gibt, warum es uns gibt. Es ist nicht nötig, Gott als den ersten Bewegter zu bemühen, der das Licht entzündet und das Universum in Gang gesetzt hat.“ Doch damit begeht Hawking einen grundlegenden Kategorienfehler, indem er die selbstauferlegte methodische Beschränkung der Aufgabe der Naturwissenschaft, Phänomene zu beschreiben, als Argument gegen die Existenz Gottes ins Feld führt: Ein physikalisches Gesetz beschreibt ein Ereignis, erzeugt es aber selber nicht.

Wir müssen an diesem Punkt noch einmal einen Schritt in die Wissenschaftsgeschichte zurückgehen: Es war der Jurist Hugo Grotius, der 1625 formulierte, dass das Naturrecht auch Geltung haben müsste, wenn es Gott nicht gäbe. Er selber ging fest von der Existenz Gottes aus, formulierte aber, dass es möglich sein müsse, methodisch auch ohne die Voraussetzung der Existenz Gottes vorgehen zu können. Eben dieser Gedanke wurde dann 1663 in den Statuten der Royal Society in England so zum Ausdruck gebracht, dass es deren Gegenstand und Ziel sei, „die Kenntnisse von natürlichen Dingen, von allen nützlichen Künsten, Produktionsweisen, mechanischen Praktiken, Maschinen und Erfindungen durch Experimente zu verbessern – ohne sich in Theologie, Metaphysik, Moral, Politik (...) einzumischen.“ In diesem Sinne arbeitet moderne Naturwissenschaft mit einem wohlgermerkt methodischen Atheismus, der in der Erklärung der Phänomene dieser Welt ohne die „Arbeitshypothese Gott“ auszukommen versucht. Dieser methodische Atheismus ist grundsätzlich erst einmal auch für einen

Christen nachvollziehbar – solange man nicht den Kurzschluss begeht, aus der methodischen Begrenzung unter der Hand eine inhaltliche Aussage über die Existenz bzw. Nichtexistenz Gottes abzuleiten. Genau dies macht Hawking in seiner Veröffentlichung – wobei er dabei nur einen von ihm erdachten „Pappkameraden-Gott“ abschießt, nicht jedoch den lebendigen Gott der Bibel, der eben gerade nicht bloß als „Lückenbüßer-Gott“ in Erscheinung tritt, wenn wir mit unseren menschlichen Erklärungen nicht mehr weiterkommen, sondern sich uns ganz anders zu erkennen gibt, als wir dies von einem „anständigen“ Gott erwarten würden.

Der Ausflug von Stephen Hawking in die Metaphysik, also sein Versuch, ein letztes Erklärungsprinzip für diese Welt, eine alles umfassende Welttheorie zu finden und damit Gott überflüssig zu machen, wird im Übrigen von vielen seiner Kollegen äußerst skeptisch beurteilt: Die dabei erforderliche theoretische Physik entfernt sich so weit von der nachprüfaren Realität, dass sie letztlich zu einer reinen Spekulation wird. Statt über große Entwürfe zu spekulieren, befassen sich viele Physikerkollegen lieber damit, einzelne Phänomene zu beobachten und zu analysieren. Sie folgen damit dem Beispiel Galileo Galileis, der im 17. Jahrhundert der antiken Physik vorwarf, sie wolle die Probleme durch Nachdenken statt durch Experimente lösen. Genau diesen Konflikt erleben wir auch heute wieder in der Physik – wobei Hawking eben wieder zu denen gehört, die auf ihre Weise wie die antike Physik damals die Probleme wieder lieber durch experimentell nicht mehr nachweisbare oder widerlegbare Theorien zu lösen versuchen.

Wir merken daran schon: „Die“ Wissenschaft gibt es ohnehin nicht – und erst recht ist es Unsinn zu behaupten, ein anständiger Wissenschaftler müsse Atheist sein. Es sei nur daran erinnert, dass die beiden deutschen Nobelpreisträger Gerhard Ertl (Chemie) und Peter Grünberg (Physik), die diesen Preis 2007 erhielten, sich ausdrücklich zu ihrem Glauben an Gott bekannt haben. Man kann aus den Beobachtungen, die

man als Naturwissenschaftler macht, eben auch ganz andere Schlüsse ziehen. Denn die Naturwissenschaft vermag von ihrem eigenen Anspruch und ihrem methodischen Vorgehen her immer nur einen ganz begrenzten Teil von Wirklichkeit wahrnehmen. Sie ist beispielsweise nicht dazu in der Lage, auf ethische Fragen eine Antwort zu geben. Wie dringend nötig es jedoch ist, dass sich auch Naturwissenschaftler ethische Fragen stellen – zum Beispiel die, ob es verantwortbar ist, alles zu erforschen und auszuprobieren und in die Tat umzusetzen, was einem möglich ist – wurde im 20. Jahrhundert in der Diskussion um die Mitwirkung von Physikern beim Bau der Atombombe deutlich und zeigt sich heute etwa in den Diskussionen zu Themen aus dem Bereich der Gentechnik: Was geschieht, wenn Menschen, wenn gerade auch Naturwissenschaftler anfangen zu versuchen, Gott zu spielen?

Wenn Christen hier deutlich warnen, bedeutet es nicht, dass der christliche Glaube an sich wissenschaftsfeindlich sei. Das Gegenteil ist richtig: Der Glaube an Gott den Schöpfer ermöglichte überhaupt erst eine Entmythologisierung dieser Welt, die die Voraussetzung für alles wissenschaftliche Forschen ist. Die Natur ist nicht göttlich, sondern kann als Schöpfung Gottes untersucht werden, ohne dass man vor irgendwelchen der Natur innewohnenden Gottheiten und Mächten Angst haben müsste. So ist der Glaube an Gott in der Geschichte durchaus immer wieder auch Antrieb für Menschen gewesen, forschend tätig zu sein. Und was diese Forschungen auch ergeben mögen – den Glauben an Gott vermögen sie prinzipiell nicht zu widerlegen. Wohl aber können sie auch Forscher zum Staunen veranlassen, zum Nachdenken, das dann immer wieder auch nach dem fragt, dem alles Leben auf dieser Welt seine Existenz verdankt.

Jeder Mensch soll seinen eigenen Glauben haben.

Das Argument, jeder Mensch solle seinen eigenen Glauben haben, richtet sich gegen die missionarische Ausrichtung des christlichen Glaubens, die in der Tat zum christlichen Glauben wesenhaft dazugehört: „Wir können’s ja nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben.“ (Apostelgeschichte 4,20) Bei diesem Reden geht es nicht bloß um die Mitteilung der persönlichen Befindlichkeit; vielmehr zielt dieses Reden ganz bewusst darauf, das Gegenüber ebenfalls für den Glauben an Christus zu gewinnen. Es geht im christlichen Glauben eben nicht bloß darum, dass es gut tut, „an irgendetwas zu glauben“; es ist dem christlichen Glauben zufolge gerade nicht egal, woran man glaubt.

Nicht als Aufforderung, sondern als Beschreibung und Feststellung finden wir die Behauptung, jeder Mensch habe einen eigenen Glauben, bereits in den lutherischen Bekenntnisschriften: „Die zwei gehören zuhauf, Glaube und Gott. Woran du nun, sage ich, dein Herz hängst und worauf du dich verlässt, das ist eigentlich dein Gott“, erklärt Martin Luther im Großen Katechismus. Auf diesem Hintergrund gibt es nach christlichem Verständnis keinen ungläubigen Menschen. Die Frage ist nicht, ob ein Mensch an Gott glaubt, sondern an welchen Gott er glaubt. Das heißt aber nun gerade nicht, dass es von daher egal wäre, woran ein Mensch glaubt, wenn ohnehin jeder Mensch an „irgendetwas“ glaubt. Denn nach dem Zeugnis der Heiligen Schrift gibt es den entscheidenden Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf: Wo Geschaffenes vergöttert wird, indem man sein Herz daran hängt – seien es nun Geld und Besitz, das eigene Ego, ein Hobby oder etwa auch Sternzeichen oder Glücksbringer –, wird der Glaube zum Aberglauben pervertiert. Und zu diesem Geschaffenen gehören eben auch selbstgebastelte religiöse Vorstellungen, ganz gleich, welches Bastelmaterial man dafür verwendet hat.

Doch mit dieser Einsicht, dass jeder Mensch etwas hat, woran er sein Herz hängt, was für ihn das Wichtigste im Leben ist und von daher die Stelle Gottes einnimmt, haben wir noch nicht den Kern der Problematik erfasst, die sich in dem Argument, jeder Mensch solle seinen eigenen Glauben haben, verbirgt. Glauben wirkt sich aus in der Form von Bewusstseinsbindungen, hat, um es mit einem Fachausdruck zu formulieren, seinem Wesen nach immer dogmatischen Charakter. Denn Dogmen sind nichts anderes als solche Bewusstseinsbindungen, die nicht mehr hinterfragt werden können und sollen. Das Problem besteht nun jedoch darin, dass man in der Regel die eigenen Dogmen nicht als Dogmen, sondern als evidente Wahrheit wahrnimmt und von daher das Wort „Dogma“ oftmals geradezu als Schimpfwort gebraucht: Für sich selber nimmt man in Anspruch, „undogmatisch“ zu sein, während man dem Anderen vorwirft, an Dogmen zu hängen. Dieser Mangel an Selbstwahrnehmung führt immer wieder zu ganz charakteristischen „Dogmenkonflikten“, bei denen Menschen auf die Position des jeweiligen Gegenübers hochemotional reagieren, weil sie die eigene Bewusstseinsbindung in Frage stellt. Typisch „dogmatische“ Einwände in Diskussionen um Fragen des christlichen Glaubens sind beispielsweise Formulierungen wie „Das kann man doch heute nicht mehr sagen!“, oder: „Das ist doch einfach so.“ Weh dem, der es wagt, solche Dogmen noch zu hinterfragen! Zu den Dogmen, die hinter solchen Einwänden stehen, gehört beispielsweise auch ein bestimmtes Geschichtsbild, wonach sich die Wahrheitserkenntnis der Menschen immer weiter entwickelt und es von daher geradezu selbstverständlich ist, dass das, was „heute“ gedacht wird, richtig und was früher einmal gedacht wurde, falsch ist.

In dieses Geschichtsbild passt dann auch das heute weit verbreitete sogenannte postmoderne Verständnis von Wahrheit, das sich in vielen Fällen hinter dem Argument, jeder Mensch solle doch seinen eigenen Glauben haben, verbirgt. Diesem postmodernen Wahrheitsverständnis zufolge gibt es gar nicht „die Wahrheit“, sondern jeder Mensch hat seine eigene persönliche, subjektive Wahrheit, die von außen gar nicht

in Frage gestellt werden kann oder darf. Von daher kann der Glaube eines Menschen von vornherein nicht falsch oder richtig sein, sondern er kann höchstens für den betreffenden Menschen ganz persönlich falsch und richtig sein. Was der eine als falsch empfinden mag, ist für einen anderen eben gerade richtig. Dies klingt alles sehr tolerant. Doch die Grenzen dieser Toleranz sind bezeichnenderweise dort schnell erreicht, wo es jemand wagt, dieses postmoderne Wahrheitsverständnis selber in Frage zu stellen und sich ihm nicht zu unterwerfen. Auch hier brechen dann sehr schnell Dogmenkonflikte auf, die das postmoderne Gegenüber dadurch für sich zu entscheiden sucht, dass es zur „Fundamentalismus-Keule“ greift und jeden, der sein Wahrheitsverständnis nicht teilt, als Fundamentalisten diffamiert und damit gleich in die entsprechende Schublade steckt.

Als Christen wissen wir, dass die Wahrheit des christlichen Glaubens sich nicht in der Form mathematischer Formeln ausdrücken lässt, sondern rückbezogen ist auf die Person Jesu Christi, der von sich selbst allerdings behauptet: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ (Johannes 14,6) Christus gebraucht hier jeweils ganz bewusst den bestimmten Artikel, für den im postmodernen Denken kein Platz mehr ist, und erhebt damit in der Tat einen Anspruch, der sich durchaus als „Absolutheitsanspruch“ bezeichnen lässt. Zu diesem Absolutheitsanspruch der Person Christi muss sich der Glaube eines jeden Menschen in irgendeiner Weise verhalten – sei es, dass er diesem Anspruch zustimmt, oder sei es, dass er ihn ignorierend oder protestierend ablehnt. So fällt angesichts dieses Selbstanspruchs Christi zugleich auch eine Entscheidung darüber, wie ich Glauben und damit auch „meinen eigenen Glauben“ verstehe: Ist er nicht mehr als meine menschliche Vorstellung vom Leben und von Gott, besteht eine Funktion von daher wesentlich darin, eine Art von „Wohlfühlhilfe“ für bestimmte Anlässe des Lebens zu sein? Oder bezieht sich mein Glaube auf eine Realität außerhalb meiner selbst, an die ich nicht dadurch heranreiche, dass ich mich ihr mit

meinen Vorstellungen nähere, sondern dass sich diese Realität mir gegenüber öffnet?

Mit dem Einwand „Jeder Mensch soll seinen eigenen Glauben haben“ widerlegen Menschen, die diesen Einwand vertreten, also nicht den Anspruch Christi und des christlichen Glaubens, sondern formulieren damit lediglich ihr eigenes Verständnis vom Glauben als menschlichem Versuch, sich dem Sinn und Grund des Lebens zu nähern. Sie formulieren mit diesem Einwand zugleich ihre Ablehnung der Vorstellung, dass sich ein von unseren Vorstellungen unterscheidbares Wesen uns so zu erkennen gegeben hat, dass es Kriterien geben könnte, anhand derer man beurteilen könnte, ob ein Glaube rechter Glaube ist oder nicht. Darin, dass die Vertreter dieses Einwands dies alles für nicht mehr hinterfragbar, sondern als selbstverständlich richtig ansehen, zeigt sich der dogmatische Charakter dieses so oft vorgebrachten Arguments.

Als Christen tun wir jedoch gut daran, in der Frage des „Absolutheitsanspruchs“ drei Klarstellungen vorzunehmen: Zum einen bedeutet der von Christus formulierte Absolutheitsanspruch, dass er die Wahrheit und der einzige Weg zu Gott sei, nicht, dass wir als Christen oder Kirche dazu das Recht oder vielleicht gar die Pflicht hätten, diesen Absolutheitsanspruch auch mit politischen Mitteln durchzusetzen. Solche Verirrungen hat es im Verlauf der Kirchengeschichte leider genügend oft gegeben, dass Christen gemeint haben, sie könnten andere Menschen auch mit Gewalt dem von ihnen mit Berufung auf Christus vertretenen Absolutheitsanspruch des christlichen Glaubens unterwerfen. Das einzige „Machtmittel“, das der Kirche zur Verbreitung des Absolutheitsanspruchs Christi in die Hand gegeben ist, ist das Evangelium, die frohe Botschaft von Christus, ist das Wort, das die Kirche bezeugt. Durch dieses Wort setzt Christus selber auch ohne unsere menschliche Mitwirkung seinen Anspruch immer wieder im Leben von Menschen durch; da brauchen wir als Kirche weder mit irgendwelchen Methoden noch gar mit politischem Druck nachzuhelfen. Zweitens erhebt Jesus Christus diesen Absolutheitsanspruch in Bezug auf seine Person, nicht

jedoch in Bezug auf irgendeine Institution, die sich gleichsam im Glanz dieses Anspruchs Jesu sonnen könnte. Heil und Unheil eines Menschen entscheiden sich einzig und allein in seinem Verhältnis zur Person Jesu Christi, auch wenn dieses Verhältnis konkret Gestalt gewinnt in der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kirche, in der sich die Christusbegegnung in den Gnadenmitteln vollzieht. Der Absolutheitsanspruch Christi darf von daher nicht missbraucht werden für eigene geistliche Rechthaberei, so gewiss alle Verkündigung der Kirche ihren letzten Ernst erst auf dem Hintergrund dieses Anspruchs Christi gewinnt und sich fragen muss, ob sie in ihrer Verbindlichkeit diesem Anspruch Christi auch gerecht wird. Drittens schließlich bleibt festzuhalten, dass das Wort „Absolutheit“ insofern missverständlich ist, weil es ganz wörtlich die „Ablösung“ von allem Relativen beschreibt. Christus verwirklicht jedoch die Wahrheit seines Anspruchs genau umgekehrt dadurch, dass er sich nicht von uns ablöst, sondern sich mit uns verbindet und gerade so den Glauben wirkt, der nicht menschliche Bewegung auf Gott oder Christus hin und auch nicht menschliche Vorstellung von Gott oder Christus ist, sondern Gabe und Wirkung des Geistes Gottes, Gemeinschaft mit dem lebendigen Christus. Wenn ein Christ von „seinem“ Glauben spricht, dann bringt er damit zum Ausdruck, dass ihm dieser Glaube von außen geschenkt worden ist, nicht aber, dass er ihn irgendwie in sich oder aus sich hervorgerufen hätte.

Dieser Glaube erkennt Christus als den einzigen Retter im letzten Gericht Gottes, dem alle Menschen unterschiedslos entgegengehen, ganz gleich, ob sie daran glauben, dass sie ihm entgegengehen, oder nicht. Maßstab im letzten Gericht Gottes wird von daher nicht die Gläubigkeit eines Menschen sein, sondern allein sein Christusbezug. Dies bleibt allemal ein provozierender Anspruch, der immer wieder leidenschaftlichen Widerspruch im Sinne eines Dogmenkonflikts hervorruft. Für Christen stellt sich in diesem Zusammenhang jedoch immer wieder diese eine entscheidende Frage, in wessen Gericht sie bestehen wollen: im Gericht der Menschen, die nach ihren menschlichen Maßstäben urteilen, oder im Gericht Gottes, in dem der Schöpfer selber das letzte

Urteil über das Leben seiner Geschöpfe fällt. Auf diesem Hintergrund ist der Einwand, jeder Mensch solle doch „seinen eigenen Glauben“ haben, eine gefährliche Verharmlosung, die das Gericht verdrängt und dem Anspruch Christi nicht gerecht wird und sich stattdessen anmaßt, eigene Maßstäbe und Gebote („jeder Mensch soll...“) für Gottes Urteil über die Menschen zu formulieren.

Wie kann Gott so viel Schlimmes in der Welt zulassen?

Die Frage danach, wie sich menschliches Leid und der Glaube an Gott miteinander vereinbaren lassen, bewegt die Menschheit schon seit alters her. Bereits im Alten Testament ist ein ganzes Buch, das Buch Hiob, eben dieser Frage gewidmet.

Wir können als Christen auf diese Frage keine einfache, schnell eingängige Antwort geben, die uns all das Entsetzliche, was uns schlimme Katastrophen immer wieder neu vor Augen führen, logisch erklärbar erscheinen lässt. Es gibt zunächst einmal Situationen, in denen wir gut daran tun, uns überhaupt einen Antwortversuch auf diese Frage zu versagen. Als Hiob damals von schwerem Leid getroffen wurde, besuchten ihn seine Freunde „und saßen mit ihm auf der Erde sieben Tage und sieben Nächte und redeten nichts mit ihm; denn sie sahen, dass der Schmerz sehr groß war.“ (Hiob 2,13) Manchmal ist es besser, Menschen, die diese Frage aus eigener akuter Betroffenheit stellen, einfach in den Arm zu nehmen und mit ihnen zu weinen, statt sich an noch so gut gemeinten Erklärungen zu versuchen, die am Ende doch nur zynisch erscheinen können.

Doch wir können als Christen natürlich auch zu diesem Thema etwas sagen, auch wenn wir nicht die eine perfekte Antwort geben können. Hinweise können wir geben, die uns helfen, die Frage aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten.

Zunächst einmal müssen wir festhalten: Wir können nicht einfach alles menschliche Leid Gott als dem dafür Verantwortlichen in die Schuhe schieben. Mit dem Trick hatte ja schon Adam im Paradies angefangen: „Die Frau, die du mir gegeben hast...“ führt er als Entschuldigung für sein eigenes Fehlverhalten an. Wenn wir zum Beispiel auf große Reaktorunglücke blicken, müssen wir ganz nüchtern festhalten: Gott hat keine Atomkraftwerke gebaut. Es waren Menschen, die offenkundig ihre eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten zu hoch eingeschätzt und Risiken dagegen unterschätzt haben. Menschen sind es, die Kriege anfangen, die ihre Bevölkerung unterdrücken, die einander Schaden und Leid zufügen und mehr auf ihren Vorteil als auf das Wohl ihrer Mitmenschen bedacht sind. Und in sehr vielen Fällen liegt es daran, dass diese Menschen nichts davon wissen wollen, dass sie sich mit ihrem Verhalten vor Gott verantworten müssen und sich stattdessen selber an die Stelle Gottes setzen, ja dass sie ihr Verhalten nicht am Maßstab der Gebote Gottes messen lassen wollen. Menschliches Leid hat in ganz vielen Fällen etwas mit menschlicher Sünde, mit der Abwendung des Menschen von Gott zu tun.

Doch mit dieser Antwort allein kann man die Frage danach, wie Gott so viel Schlimmes in der Welt zulassen kann, nicht beantworten. Letztlich kann man natürlich zurückfragen: Wie konnte Gott überhaupt das Böse in der Welt zulassen? Gewiss, wir können darauf verweisen, dass Gott den Menschen frei geschaffen hat, weil nur in Freiheit Liebe möglich ist und Gott wollte, dass sich der Mensch ihm in Freiheit liebend zuwendet. Doch die philosophische Grundfrage „unde malum?“ („Woher kommt das Böse?“) vermögen auch wir Christen letztlich nicht zu beantworten. Wir können nur Zweierlei festhalten: Gott ist nicht böse und gut zugleich, sondern er ist eindeutig und ganz gut. Und es gibt zum anderen auch nur einen Gott und nicht zwei Götter – einen guten und einen bösen –, die im Wettstreit miteinander liegen. Auch der Teufel ist kein „Gegengott“, sondern bleibt Geschöpf und damit Gott eindeutig untergeordnet. Doch dass es das Böse wirklich gibt, das Böse, das mehr ist als eine bloße „Minderung des Guten“, die das

völlig Gute noch einmal in einem strahlenderen Licht erscheinen lässt, ist eine Einsicht der Heiligen Schrift, die der Realität unseres Lebens und unserer Welt ganz und gar entspricht. Die Frage ist nur, ob dieses Böse letztlich die alles beherrschende Größe bleibt, oder ob diesem Bösen ein Gutes beziehungsweise ein Guter entgegensteht, der diesem Bösen letztlich doch seine Grenzen setzt. Genau das bekennt der christliche Glaube.

Es gibt religionsgeschichtlich eine alternative, letztlich atheistische Antwort auf die Frage nach dem Leid in dieser Welt, die sich gerade heute auch in unserem Land großer Beliebtheit erfreut. Es ist die Antwort des Buddhismus, der vom Gesetz des Karma spricht: Alles, was ich jetzt an Leid erfahre, ist letztlich selbstverschuldet, ist Folge von Fehlverhalten in einem früheren Leben, das ich jetzt abbüßen muss. Was scheinbar „gerecht“ und beinahe logisch klingt, erweist sich angesichts furchtbarer Katastrophen geradezu als zynisch: Wer möchte allen Ernstes davon reden, die Betroffenen seien an ihrem Unglück schließlich „selbst schuld“? In der Heiligen Schrift wird genau mit diesem Antwortversuch, dass menschliches Leid die Folge eigenen Verschuldens sei, wiederholt gerungen; immer wieder wird er deutlich abgelehnt – im Buch Hiob genauso wie im Neuen Testament, wo Jesus auf die Frage nach der Ursache für das Leid eines blind geborenen Menschen: „Wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern?“ ganz klar antwortet: „Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern.“ (Johannes 9,2-3) Es gibt kein Gesetz des Karma, dem sich auch ein Gott selber unterwerfen müsste, wenn es ihn denn gibt. Und Gott ist auch keine Personifizierung des Karma, dass er Menschen in ihrem Leben genau das Schicksal bereitet, das sie sich mit ihrem Verhalten verdient haben. So ist es immer wieder erschreckend und abstoßend, wenn nach großen Katastrophen selbsternannte „christliche“ Prediger aufstehen und diese als Gerichtshandeln Gottes für bestimmte Sünden eines Volkes deuten – und sei es auch nur, dass die Sünde des Volkes darin besteht, dass sie sich nicht der Glaubensgemeinschaft des Predigers angeschlossen hatten. Jesus selber lehnt solches Denken in einem

Gespräch über die Ursachen des Einsturzes des Turms von Siloah jedenfalls in aller Deutlichkeit ab: „Meint ihr, dass die achtzehn, auf die der Turm in Siloah fiel und erschlug sie, schuldiger gewesen sind als alle andern Menschen, die in Jerusalem wohnen? Ich sage euch: Nein; sondern wenn ihr nicht Buße tut, werdet ihr alle auch so umkommen.“ (Lukas 13,4-5) Ebenso wenig taugt der Erklärungsversuch, alles menschliche Leid diene letztlich der Erziehung und Läuterung eines Menschen. Es mag sein, dass Menschen im Rückblick auf erfahrenes Leid tatsächlich diesem Leid etwas Gutes für ihr Leben abgewinnen können – ich erlebe dies immer wieder und bin davon immer wieder aufs Neue bewegt. Doch einem von Leid betroffenen Menschen kann ich dies nicht als logischen Erklärungsversuch aufnötigen – und oft genug wäre auch ein solcher Versuch nur zynisch zu nennen angesichts der Größe von Leid und Elend, von dem Menschen in ihrem Leben getroffen werden.

Eines ist gewiss richtig: Wir Menschen tun uns mit der Frage nach dem Leid heute deshalb oft besonders schwer, weil wir die Realität des Todes aus unserem Leben so weit wie möglich verdrängen und dann um so erschütterter sind, wenn wir mit einem Mal ganz konkret mit ihr konfrontiert werden. Wir glauben bewusst oder unbewusst, so etwas wie ein Anrecht auf eine bestimmte Lebenszeitspanne zu haben, und empfinden in unserer Verdrängung des Todes schließlich mitunter sogar den Tod eines alten Menschen als unbegreiflichen Schicksalsschlag. Dagegen betete schon der Psalmist im Alten Testament: „Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.“ (Psalm 90,12)

Doch all diese Hinweise können und sollen nicht relativieren, dass wir auch als Christen oft genug nicht begreifen können, warum Gott auf dieser Erde solch entsetzliche Katastrophen geschehen lässt – Katastrophen, die wir mit unserem Glauben an einen liebenden Gott einfach nicht vereinbaren können. Gottes Handeln in der Geschichte und auch in unserem Leben bleibt oft genug rätselhaft; er bleibt darin, wie

Martin Luther es formuliert hat, ein „verborgener Gott“, an dem wir irre werden müssten, wenn wir nicht mehr von ihm wüssten als das, was wir aus dem Lauf der Geschichte von ihm erfahren können. Diesen verborgenen Gott kann man nicht lieben, an ihn kann man letztlich auch nicht glauben. Man kann höchstens vor ihm erschrecken und sich ihm als dem überaus großen Gott mit Schauern unterwerfen, der mit uns Menschen nun einmal spielt und umgeht, wie er will. Dies ist letztlich die Antwort des Islam auf die Frage nach Gott und dem Leid – und in christlicher Version die Antwort des klassischen Calvinismus. Doch mit dieser Antwort brauchen wir uns eben doch nicht zu begnügen. Wir dürfen, wie Martin Luther es ausführt, immer wieder vom verborgenen zum offenbaren Gott fliehen – zu dem Gott, der sich am Kreuz endgültig zu erkennen gegeben und darauf im wahrsten Sinne des Wortes hat festnageln lassen. An diesen Gott glauben wir, der selber das Leid dieser Welt bis in die letzte Tiefe erfahren und ertragen hat, der den Geschehnissen dieser Welt nicht teilnahmslos zusieht, sondern selber ein leidender Gott ist und bleibt. Dies ist gewiss keine logische Antwort, die das Problem des menschlichen Leides lösen würde. Und doch hilft sie uns dazu, die Frage „Wie kann Gott so Schlimmes in der Welt zulassen?“ ein wenig umzuformulieren: „Wie kannst Du, Gott, so Schlimmes in der Welt zulassen?“ Als Christen dürfen wir diese Frage in Gebetsform stellen – im Vertrauen darauf, dass der Gott, an den wir sie richten, diese Frage aus eigenem Erleben versteht. Und gerade indem wir diese Frage so stellen und ihm unser Leid und das Leid anderer Menschen klagen, halten wir an Gott fest, bestreiten wir, dass alles, was in dieser Welt geschieht, einfach nur blöder Zufall und sinnlos ist.

Indem wir unsere Fragen so an Gott richten, erkennen wir allerdings zugleich auch dies eine an: Nicht wir haben das Recht dazu, Gott vor unseren menschlichen Richterstuhl zu laden, damit er sich vor uns verantwortet, warum er sich anders verhalten hat, als sich unserer Meinung nach ein anständiger Gott verhalten müsste. Sondern *wir* werden uns einmal vor *ihm*, Gott, mit unserem Leben zu verantworten haben.

Und dann beginnen wir vielleicht zu ahnen, dass auch menschliches Leid, mit dem wir konfrontiert werden, für uns ein Weckruf sein kann, zu Gott umzukehren und nicht länger zu glauben, wir könnten unser Leben auch ohne ihn sichern. Natürlich ist dies keine „einlinige“ Erklärung, dass Gott Menschen in Katastrophen sterben lässt, damit wir wieder neu die Brüchigkeit unseres eigenen Lebens wahrnehmen. Und doch kann Gott auch für uns Furchtbares und Unbegreifliches gebrauchen, um damit bei uns Gutes zu bewirken.

Eines bleibt allerdings auch festzuhalten: Wäre mit dem Tode für uns alles aus, dann könnten wir in der Tat nur verzweifeln. Die Weltgeschichte ist nicht das Weltgerichte, wie einst Friedrich von Schiller meinte, sondern Gottes Richterspruch reißt Horizonte auf, die weit über unsere Weltgeschichte und die Geschichte unseres Lebens hinausgehen. Die Welt, die wir jetzt erleben, ist nicht das Letzte, sondern nur das Vorletzte, das einmal abgelöst werden wird durch einen neuen Himmel und eine neue Erde, die Gott schaffen wird und in denen menschliches Leid endgültig keinen Platz mehr haben wird. Das ist keine billige Vertröstung, sondern diese Hoffnung hat ihren festen Grund in der Auferstehung Jesu Christi von den Toten, mit der er den tiefsten Grund allen menschlichen Leids, den Tod, endgültig besiegt hat. Diese Hoffnungsperspektive bewahrt uns als Christen davor, angesichts des Übermaßes menschlichen Leides zu verzweifeln, und lässt uns die Frage danach, wie Gott so viel Schlimmes in der Welt zulassen kann, ertragen. Denn wir warten auf den Tag, an dem sich für uns alles einmal aufklären wird, wie es Christus seinen Jüngern versprochen hat: „Ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen. An dem Tag werdet ihr mich nichts fragen.“ (Johannes 16,22-23)

Religion ist Opium für das Volk.

Man mag sich fragen, ob es sich überhaupt noch lohnt, sich mit diesem Argument gegen den christlichen Glauben zu befassen, das aus dem Gedankengut des Marxismus-Leninismus stammt – einer Ideologie, die sich nun mittlerweile längst als völlig überholt erwiesen hat. Doch die Erfahrung der Geschichte zeigt, dass auch solche völlig überholten Gedankengebäude im Laufe der Zeit doch immer wieder eine erstaunliche Faszination auf Menschen auszuüben vermögen – einmal abgesehen davon, wie vielen Menschen in unserem Land dieses Denken aufgrund ihrer Prägung und Erziehung immer noch ganz tief in den Knochen steckt. Und außerdem trifft man auf ganz ähnliche Argumentationsmuster, auch abgelöst vom marxistisch-leninistischen Denken, auch in den Veröffentlichungen gegenwärtiger Atheistenverbände, die an diesem Punkt gerne auf die Religionskritik vergangener Zeiten zurückgreifen. So ist eine Beschäftigung mit diesem Argument, Religion sei Opium für das Volk, auch heute noch sinnvoll und notwendig.

Um dieses Argument richtig zu verstehen, müssen wir zurückgreifen auf einen Philosophen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts namens Ludwig Feuerbach. Feuerbach erklärte das Entstehen von Religion so: Menschen machen in ihrem Leben Defiziterfahrungen, müssen erleben, dass sie vieles, was sie sich wünschen und haben wollen, nicht bekommen können. Und diese unerfüllten Wünsche ihres Lebens projizieren sie nun an den Himmel und nennen sie Gott oder ewiges Leben, so wie man ein Dia auf eine Leinwand projiziert und sich an dem Anblick des Bildes erfreut – nur mit dem Unterschied, dass die Menschen bei der Religion diese Projektion unbewusst vollziehen und von daher das, was sie da an den Himmel projiziert haben, selber für wahr und wirklich halten. Doch statt sich nun die ganze Zeit mit diesen Projektionen zu befassen und sie womöglich noch anzubeten, sollte man nach Meinung von Feuerbach lieber das, was man sich da so sehr wünscht, in seinem eigenen Leben zu verwirklichen versuchen.

Diese Religionskritik von Feuerbach hat Karl Marx aufgegriffen und sie weitergeführt. In seiner berühmten „Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“ sagt Marx, ganz im Sinne Feuerbachs: „Der Mensch macht die Religion, die Religion macht nicht den Menschen.“ Aber dann fragt er weiter: Wie kommen Menschen eigentlich dazu, solch eine Projektion ihrer Wünsche an den Himmel zu vollziehen? Und Marx antwortet: Das hängt mit der gesellschaftlichen Situation zusammen, in der sich die Menschen befinden: Sie sind unterdrückt und ausgebeutet und haben in den bestehenden gesellschaftlichen Strukturen auch keine Möglichkeit, an ihrer beklagenswerten Situation irgendetwas zu ändern. Marx hat dabei die Erfahrungen des Frühkapitalismus in Deutschland vor Augen, der viele Menschen tatsächlich in einem Zustand leben ließ, den wir heute zweifelsohne als menschenunwürdig bezeichnen würden. Das Einzige, was den Menschen bleibt, so stellte Marx damals fest, ist die Religion: „Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volkes.“ Religion ist für Marx also eine Art von Droge, die die Menschen zu sich nehmen, um sich selber zu betäuben, damit sie den Zustand nicht so genau wahrnehmen, in dem sie sich befinden. Und genau darum muss man den Menschen diese Droge nun wegnehmen, damit sie wieder klar zu denken anfangen und vor allem damit sie anfangen, selber etwas zu tun, um diesen Zustand zu beseitigen, in dem sie sich befinden. Marx zufolge sind die Menschen und gerade die Unterdrückten dazu in der Lage, einen entscheidenden Fortschritt in der Geschichte herbeizuführen. Eben dies ist ja das Grundanliegen von Karl Marx gewesen, wie es bis heute auf seinem Grabstein steht: „Die Philosophen haben die Welt nur unterschiedlich interpretiert; es kommt aber darauf an, sie zu verändern.“

Lenin hat den Gedankengang von Karl Marx dann noch einmal ein ganzes Stück weitergeführt: Religion ist Lenin zufolge nicht bloß Opium des Volkes, ein Rauschmittel, das das Volk sich selber zum Trost und zur Betäubung nimmt. Sondern Religion ist nach Lenin

Opium für das Volk, wird ihm ganz bewusst als „geistiger Fusel“, wie Lenin es formulierte, von der herrschenden Klasse verabreicht, damit das Volk stille hält und sich mit den bestehenden Zuständen abfindet, statt sich dagegen aufzulehnen. Und gerade darum muss die Religion nun auch von der Arbeiterklasse und von der Kommunistischen Partei bekämpft werden, weil sie ein solches Instrument zur Volksverdummung in der Hand der herrschenden Klasse ist und damit den Fortschritt hin zu einem Paradies der Werktätigen bedroht.

Wie gehen wir nun mit diesen Argumenten, mit dieser so grundlegenden Religionskritik um?

Wenn wir auf die Argumentation von Ludwig Feuerbach blicken, müssen wir festhalten, dass in dem, was er sagt, eine ganze Menge Wahrheit steckt: Dass Menschen ihre Wünsche auf etwas oder jemanden anders projizieren und sie dann selber für etwas Wirkliches halten, ist bekannt. Eltern projizieren ihre Wünsche auf ihre Kinder; was der Vater nicht geschafft hat, das soll nun der Sohn eben alles schaffen. Und mit Projektionen haben beispielsweise auch immer wieder Menschen in helfenden Berufen zu tun, Psychotherapeuten oder Pastoren etwa, dass Menschen, denen sie helfen, ihre Wunschbilder auf sie übertragen. Und es ist zweifelsohne auch richtig, dass Menschen sich auch ihre religiösen Vorstellungen immer wieder durch solche Projektionen erzeugen, wie Feuerbach das sehr genau beobachtet hat, dass sie sich einen Gott und einen Glauben nach ihren eigenen Wünschen und Vorstellungen zusammenbasteln.

Doch mit dieser Beobachtung, dass Religion in der Tat immer wieder Projektion menschlicher Wunschträume an den Himmel ist, ist eben nicht logischerweise bewiesen, dass Gott selber damit auch nur eine menschliche Projektion und nicht mehr ist. Es könnte ja trotzdem sein, dass es Gott wirklich gibt und dass er sich eben ganz anders zu erkennen gibt als so, wie es unseren menschlichen Wunschträumen entspricht. Eben dies behauptet und verkündigt ja der christliche Glaube: Gott hat sich uns eben nicht als lieber Opa zur romantischen

Umrahmung von Familienfeiern zu erkennen gegeben und nicht als Kuschelgott für jede Lebenslage. Sondern Gott hat sich uns zu erkennen gegeben in der Gestalt eines gekreuzigten Menschen, in einer Gestalt, die unseren menschlichen Vorstellungen und Wünschen gerade nicht entspricht, sondern sie geradezu durchkreuzt. Diesen gekreuzigten Christus haben wir Menschen uns wahrlich nicht selber aus unserem Unterbewusstsein hervorgeholt; er ist etwas ganz anderes als ein menschlicher Traum. Im Gegenteil: Gerade angesichts des gekreuzigten Christus darf man umgekehrt an Ludwig Feuerbach die Frage stellen, ob nicht seine Vorstellung von einem Himmel und einer Welt ohne Gott, einer Welt, in der der Mensch niemanden mehr über sich hat, selber ein menschlicher Wunschtraum ist, den Feuerbach seinerseits an den Himmel projiziert hat. Genau darin besteht doch die menschliche Ursünde und Ursehnsucht, selber sein zu wollen wie Gott, keinen zu haben, der über uns herrscht und vor dem wir uns zu verantworten haben. So ist das Kreuz Christi gerade auch ein Symbol für den Widerstand der Menschen gegen die Einmischung Gottes in ihrem Leben, von dem auch die Religionskritik Feuerbachs Zeugnis ablegt.

Auch Karl Marx hat in seiner Sicht der Dinge durchaus Wahres erkannt: Er beobachtete, wie die Kirchen die dramatischen Entwicklungen in der Arbeitswelt, die sich in jenen Jahrzehnten vollzogen, überhaupt nicht wahrnahmen und im Gegenteil die bestehenden Verhältnisse noch religiös sanktionierten. Rückblickend können wir feststellen, dass die Kirchen damals in dieser Frage leider schwer versagt haben und innerhalb weniger Jahrzehnte beispielsweise einen großen Teil der Arbeiterschaft verloren haben. In der Auseinandersetzung mit Karl Marx müssen wir uns zudem als Kirche immer wieder daran erinnern lassen, dass Gottes Wille sich nicht nur auf die persönliche Beziehung des einzelnen Menschen zu Gott bezieht, sondern dass sein Wille auch das Zusammenleben der Menschen umfasst: Schon im Alten Testament hat Gott durch seine Propheten sehr deutliche Worte dagegen gefunden, wenn die Reichen immer reicher und die Armen immer mehr ausgebeutet wurden, wenn die Schwachen in der Gesellschaft nicht von

den Starken getragen wurden, sondern durch alle Netze hindurchfielen. Auch für die Kirche gilt: Gottesdienst und Diakonie gehören unmittelbar zusammen. Allerdings sollte man auch ehrlicher Weise wahrnehmen, dass die Kirchen hier in Deutschland diese Lektion nun wirklich gelernt haben und sich heute in ganz vielfältiger Weise im Dienst an den Menschen und für die Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse engagieren – so sehr, dass man heute schon mitunter fragen muss, ob sie nicht darüber andere Kernbereiche ihrer Arbeit vernachlässigen. Von daher ist dann eben auch die Behauptung, die Religion sei Opium des Volkes oder für das Volk, schon allein vom Lauf der Geschichte überholt worden.

Religion – oder besser konkret: Der christliche Glaube wirkt gerade nicht als Opium. Im Gegenteil ermöglicht der christliche Glaube eine viel tiefere und realistischere Sicht der Dinge als etwa die Ideologie von Marx und Lenin. Denn die, so hat es auch die Geschichte gezeigt, ging aus von einer völlig falschen Sicht des Menschen, von der Hoffnung, der Mensch sei in seinem Wesen letztlich doch gut und könne zu einem wahrhaft guten, eben sozialistischen Menschen erzogen werden, dem Egoismus, Habgier und Machtstreben schließlich ganz fremd seien. Und als sich diese falsche Sicht des Menschen in der Praxis nicht umsetzen ließ, entwickelte nun gerade diese marxistische Ideologie ganz massiv religiöse Züge: Der Glaube an den Fortschritt hin zu einem kommunistischen Paradies wurden den Menschen nun selber gleichsam als Opium angeboten, um von den irrsinnigen Opfern an Menschen abzulenken, die für das Erreichen dieses so wunderbaren Zieles angeblich notwendig waren – und um auch abzulenken von der Tatsache des Todes als solcher, auf die der Marxismus selber eben keine Antwort geben kann.

Der christliche Glaube sieht den Menschen viel realistischer: Er weiß, dass staatliche Ordnungen nicht mehr vermögen, als die Bosheit des Menschen einigermaßen in Schranken zu halten. Und er weiß auch, dass eine wirkliche Veränderung des Menschen nur durch den Glauben

möglich ist – dass diese Veränderung hier auf Erden aber immer nur unvollkommen bleibt und vor allem auch nicht durch staatliche Maßnahmen durchgesetzt werden kann. Dem Marxismus kann man von daher am wirksamsten wohl in der Praxis begegnen, gerade auch in der Praxis des christlichen Glaubens. Vielleicht macht es jemanden, dem immer eingebläut wurde, Religion sei doch nur Opium für das Volk, nachdenklich, wenn er sieht, wie Christen sich um andere Menschen und auch um Belange der Gesellschaft kümmern, und wenn er dann auch mitbekommt, warum wir dies tun: Als Christen glauben wir wie die Marxisten an ein kommendes Paradies. Aber wir glauben eben auch, dass nicht wir dieses Paradies schaffen müssen, sondern dass Gott allein diese Wende zu einer neuen Welt herbeiführen wird, die uns auch jetzt schon unseren Tod mit anderen Augen wahrnehmen lässt. Und gerade darum sind wir als Christen frei von einer völligen Überforderung, selber leisten zu müssen, was wir gar nicht leisten können – und damit auch frei, um für andere Menschen und für unsere Welt das zu tun, was uns möglich ist. Dazu sind wir in der Lage, weil unser christlicher Glaube eben gerade nicht wie Opium wirkt, sondern wie Dynamit.

Man kann doch heute nicht mehr an die Bibel glauben.

Wenn man sich heutzutage mit Menschen, die mit dem christlichen Glauben nicht viel am Hut haben, über die Bibel unterhält, dann kann man dabei oftmals zwei ganz unterschiedliche Erfahrungen machen: Es gibt tatsächlich mitunter Kritiker des christlichen Glaubens, die sich in der Heiligen Schrift erstaunlich gut auskennen und mit ihren Kenntnissen sogar so manchen Christen zu beschämen vermögen. Sehr viel häufiger erlebt man es jedoch, dass Menschen sich berufen fühlen, Urteile über die Bibel zu fällen, die sie selber oft genug kaum oder gar nicht gelesen haben und letztlich höchstens ein paar Schlagworte oder Klischees über die Heilige Schrift anführen können. Wenn man sie darauf anspricht, geben sie nicht selten zu verstehen, sie sähen auch gar

nicht ein, weshalb sie sich nun gründlicher mit der Bibel beschäftigen sollten; sie wüssten ja sowieso schon, dass sich das nicht lohnt, dass man als moderner Mensch mit ihr sowieso nichts mehr anfangen könne. Gegen solche geistige Selbstimmunisierung kommt man dann natürlich nur noch schwer an.

Anderen, die etwas offener sind, kann man vielleicht zumindest ein paar ganz elementare Informationen mitgeben: Beispielsweise diese, dass die Heilige Schrift kein Roman ist, der darauf angelegt ist, dass man ihn vorne nach hinten durchliest, sondern dass die Heilige Schrift eine Bibliothek ist, die aus 66 verschiedenen Büchern besteht, die auch je für sich, auch in unterschiedlicher Reihenfolge gelesen werden können. Ganz elementar kann man auch darauf verweisen, dass die Heilige Schrift in sich ein „Gefälle“ hat, dass alles, was in ihr geschrieben steht, in seinem Bezug auf Christus verstanden werden soll. Das bedeutet zugleich auch, dass nicht alles, was in der Heiligen Schrift steht, für uns als Christen auch verbindlich wäre. Das Recht der Vergeltung „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ (2. Mose 21,24) aus dem Alten Testament wird von Christus ausdrücklich mit einem „Ich aber sage euch“ abgelöst durch das Recht der Liebe (Matthäus 5,39). Die Opfer- und Reinheitsvorschriften des Alten Testaments haben ihre Erfüllung in dem einen Opfer Jesu am Kreuz gefunden und gelten darum für uns als Christen nicht mehr. Der Verweis darauf, dass ein Satz angeblich oder tatsächlich in der Bibel steht, braucht uns als Christen also erst einmal noch nicht sonderlich zu beeindrucken; zunächst müssen wir schauen, wann und zu wem denn dieser Satz eigentlich gesagt worden ist. Damit ist schon ein Weiteres deutlich: Wir glauben als Christen nicht, dass die Heilige Schrift gleichsam vom Himmel gefallen ist. Sondern in der Heiligen Schrift spiegelt sich wider, wie Gott mit uns Menschen umgeht – nämlich so, dass er in unsere Geschichte eingegangen ist und in der Geschichte die Verbindung zu uns Menschen aufgenommen hat. So lässt sich jedes einzelne biblische Buch nur dadurch recht verstehen, dass wir es in dem historischen Zusammenhang lesen, in dem es damals entstanden ist und in den hinein es zunächst

einmal gesprochen hat. Dies unterscheidet den Umgang von uns Christen mit der Bibel schon sehr grundlegend zum Beispiel vom Umgang eines frommen Muslim mit dem Koran, für den schon der Gedanke an eine „historische Entstehung“ des Koran geradezu blasphemisch ist.

Die historische Einordnung der biblischen Bücher und die Anerkennung eines „Gefälles“ aller Aussagen der Heiligen Schrift hin auf Christus bedeuten nun allerdings nicht, dass wir damit das Alte Testament sozusagen als „vorchristlich“ oder gar „unterchristlich“ abwerten oder gar das Klischee verbreiten, wonach der Gott des Alten Testaments ein strafender, zorniger Gott und der Gott des Neuen Testaments ein Gott der Liebe sei: Der Gott, den das Alte Testament bezeugt, ist kein anderer als der Vater Jesu Christi.

Vor allem aber dürfen wir hier nun nicht einen Denkfehler begehen, der leider an dieser Stelle immer wieder begangen wird und notwendigerweise in bestimmte Sackgassen führt: Dass die Bücher der Heiligen Schrift in bestimmten historischen Situationen verfasst worden sind, bedeutet gerade nicht, dass ihr Inhalt notwendigerweise auch nur „historisch bedingt“ und relativ ist und wir als heutige Leser diesem Inhalt entsprechend als Richter gegenüberreten können, die selber entscheiden, was ihnen an diesem Inhalt passt und einleuchtet und was nicht. Sondern die Bücher der Heiligen Schrift erheben immer wieder eben diesen Anspruch, dass sie das Kommen und Reden des lebendigen Gottes bezeugen, ja mehr noch: dass sich der lebendige Gott selber bezeugt und zu erkennen gibt. Menschen können sich diesem Anspruch verweigern – und haben dies zu allen Zeiten getan; sie können aber nicht behaupten, sie hätten mithilfe irgendwelcher Methoden oder neuerer Erkenntnisse herausgefunden, dass dieser Anspruch falsch sei.

Problematisch sind von daher Methoden der Auslegung der Heiligen Schrift, die durchaus auch in der theologischen Ausbildung gelehrt werden, die die Möglichkeit eines einzigartigen Redens und Eingreifens Gottes in diese Welt von vornherein ausschließen und dabei

oft genug unbewusst mit einem naturwissenschaftlichen Weltbild des 19. Jahrhunderts arbeiten: Wenn beispielsweise gegenüber der Schilderung der Jungfrauengeburt Jesu in den Evangelien eingewandt wird, dass dies doch allen heutigen Erfahrungen und biologischen Erkenntnissen widerspreche, dass eine Jungfrau schwanger werden könne, und wenn man dann auch noch darauf verweist, dass die Vorstellung von einer Jungfrauengeburt doch auch in anderen Religionen in der Umgebung Israels vorhanden gewesen sei und man die Texte des Neuen Testaments eben auf diesem Hintergrund verstehen müsse, dann mag das zwar zunächst einleuchtend klingen. Doch dass Gottes einmaliges Kommen in diese Welt in Jesus Christus auch auf einem einmaligen Weg geschehen kann, lässt sich zwar mit einer solchen Argumentation methodisch von vornherein ausschließen, aber nicht sachlich als Möglichkeit widerlegen. Die Skepsis gegenüber bestimmten Aussagen der Heiligen Schrift hat ihren Grund also immer wieder in der oftmals nicht reflektierten Übernahme bestimmter Weltbilder, die Gott mit seinem Kommen aber wiederum gerade in Frage stellt.

Wo ein einmaliges Reden und Handeln Gottes in dieser Welt von vornherein ausgeschlossen wird, kann man aus der Heiligen Schrift in der Tat nur noch so etwas wie „allgemeine Wahrheiten“ herausdestillieren. Mit diesem Vorgehen kann man dann zwar die Bibel als bedeutsames religiöses Buch gegenüber Kritikern verteidigen, bricht ihr aber zugleich sozusagen die eigentliche Spitze ab, die eben gerade in der Bezeugung des einmaligen und einzigartigen Kommens Gottes in Jesus Christus besteht.

Nun haben die meisten derjenigen, die behaupten, man könne doch heute nicht mehr an die Bibel glauben, ihre Argumente nicht aus irgendwelchen theologischen Lehrbüchern. Vielmehr beziehen sie sich immer wieder auf journalistische Darstellungen der Bibel in Form von reißerischen angeblichen „Enthüllungsbüchern“ oder von Zeitschriftenartikeln zum Thema „Jesus“ und „Bibel“, die so sicher wie das Amen in der Kirche vor Weihnachten und Ostern in den einschlägigen Maga-

zinen erscheinen. Immer wieder kann man in diesen Artikeln und Büchern dieselbe Vorgehensweise beobachten: Regelmäßig wird verkündigt, man habe irgendwo im Nahen Osten alte Dokumente gefunden, die angeblich ein völlig neues Licht auf die Aussagen der Bibel werfen würden und nun zeigen würden, wie es denn damals „wirklich“ gewesen sei. In aller Regel stammen diese angeblich sensationellen Funde aus viel späterer Zeit als die Texte des Neuen Testaments, oder es werden in sie Bezüge zu biblischen Texten hineininterpretiert, die keiner ernsthaften historischen Überprüfung standhalten. Entsprechend ist die Halbwertzeit solcher Enthüllungsbücher meist sehr begrenzt; in fast allen Fällen redet schon spätestens zwei Jahre später niemand mehr von den angeblichen „revolutionären Entdeckungen“. Schon allein historisch muss man bedenken: Sowohl der ursprüngliche Textbestand des Alten wie des Neuen Testaments ist so gut und so exakt zurückzuverfolgen, wie dies bei keinem anderen Textdokument der Antike der Fall ist. Die Vorstellung, dass „die Kirche“ später „die Bibel“ in ihrem Sinne gefälscht habe, ist für jeden, der auch nur ein wenig die Geschichte des Christentums der ersten Jahrhunderte kennt, geradezu absurd: Es gab da keine oberste Kirchenbehörde, die Fälschungen zentral hätte anordnen und durchführen können: Die Texte des Neuen Testaments wurden in den verschiedenen Gegenden des Mittelmeers völlig unabhängig voneinander weitergegeben, sodass man Veränderungen, die irgendwo vorgenommen wurden, sofort anhand des umfangreichen Handschriftenmaterials als solche identifizieren kann. Und wie sorgfältig der Text des Alten Testaments über viele Jahrhunderte überliefert wurde, haben die Handschriftenfunde von Qumran vor einigen Jahrzehnten ja höchst eindrücklich gezeigt. Ein weiteres Vorgehen der journalistischen Beiträge zum Thema „Jesus“ und „Bibel“ besteht darin, die auf ohnehin problematischen Voraussetzungen beruhenden angeblichen „Erkenntnisse“ moderner Bibelauslegung noch einmal zu vergrößern und als unumstößliche Wahrheit zu deklarieren: „Die neutestamentliche Wissenschaft ist sich einig, dass Jesus in Wirklichkeit gar nicht auf-

erstanden ist.“ Den Theologen wird in diesem Zusammenhang unterstellt, den Leuten immer noch wider besseres Wissen zu verkünden, woran sie eigentlich selber schon nicht mehr glauben. Sehr beliebt als Vorgehensweise ist in diesem Zusammenhang auch der „Taschenspielertrick“, religionsgeschichtliche Ähnlichkeiten als Abhängigkeitsverhältnisse darzustellen: Aus der Tatsache, dass es zum Beispiel auch in der ägyptischen Religion oder in irgendwelchen Mysterienreligionen die Rede vom Tod und Auferstehen eines Gottes gibt, wird messerscharf gefolgert, dass das Neue Testament diese Vorstellung einfach nur abgekupfert habe. Solche Argumentationen machen bei religiös Halbgebildeten immer wieder schwer Eindruck, auch wenn die Konstruktion solcher Abhängigkeiten in den meisten Fällen in Wirklichkeit völlig an den Haaren herbeigezogen ist.

Dies sind nur einige wenige Hinweise darauf, dass wir uns als Christen argumentativ nicht zu verstecken brauchen, wenn wir mit der Behauptung konfrontiert werden, man könne doch heutzutage nicht mehr an die Bibel glauben. Wir tun aber umgekehrt auch nicht gut daran, Menschen dadurch zum Glauben bewegen zu wollen, dass wir unsererseits versuchen zu beweisen, dass die Bibel doch recht hat. Dass sich in der Heiligen Schrift der lebendige Gott bezeugt und er sich mit seinem Geist an dieses Wort der Heiligen Schrift gebunden hat, ja es durch das Wirken seines Geistes hat entstehen lassen, ist eine Erkenntnis, die wiederum nur Gott selber durch eben dieses Wort der Heiligen Schrift bei uns wirken kann und die sich damit zugleich letztlich einer „Beweisführung“ entzieht. Es geht bei dem, was die Heilige Schrift bezeugt, eben auch um unendlich mehr als nur darum, dass wir das, was sie berichtet, als wirklich geschehen anerkennen. Es geht immer wieder darum, ob und wie das, was in der Heiligen Schrift als geschehen bezeugt wird, für uns und unser Leben von Bedeutung ist. Genau von dieser Bedeutung des Geschehenen für unser Leben spricht die Heilige Schrift, wo immer wir in ihr lesen – und ruft gerade damit zum Glauben an den, der sich in der Heiligen Schrift bezeugt. Denn eines ist allerdings auch ganz klar: Wir glauben als Christen nicht an

die Bibel, sondern wir glauben an den lebendigen, dreieinigen Gott, den wir allerdings nur durch sein Wort, das Wort der Heiligen Schrift, als den erkennen können, der er wirklich ist. Und dieser Gott unterliegt nicht unserer Kritik, sondern richtet uns und unser Denken durch sein Wort – und rettet uns dadurch zugleich, indem er den Glauben bei uns wirkt, den wir von uns aus in der Tat nicht haben können.

Dass Jesus gelebt hat und auferstanden ist, lässt sich nicht beweisen.

Es gibt Argumente gegen den christlichen Glauben, die sind völlig richtig – und besagen zugleich doch auch nicht sehr viel. Zu diesen Argumenten zählt auch der Einwand: „Dass Jesus gelebt hat und auferstanden ist, lässt sich doch nicht beweisen.“ Das ist insofern völlig richtig, als man von „Beweisen“ im strengen Sinn eigentlich nur in zweifacher Hinsicht reden kann: Zum einen gibt es Beweise etwa im Bereich der Mathematik, die letztlich nur die Existenz bestimmter logischer und von daher allgemein anerkannter Regeln voraussetzen. Und zum anderen gibt es Beweise im Bereich der Naturwissenschaft, die dadurch erbracht werden, dass man Versuche unter stets identischen Versuchsbedingungen durchführt und auf diesem Wege jedes Mal zum selben Ergebnis kommt. Allerdings fehlt auch schon den naturwissenschaftlichen Beweisen dieselbe uneingeschränkte Gewissheit des mathematischen und logischen Beweises; denn theoretisch ausgeschlossen werden kann natürlich nicht, dass bei einem weiteren Versuch unter identischen Versuchsbedingungen sich doch einmal ein anderes Ergebnis einstellt, das das scheinbar längst Bewiesene schließlich doch noch widerlegt.

Auch im juristischen Bereich pflegt man von Beweisen zu reden, doch werden hier die Grenzen dessen, was man eigentlich als „Beweis“ bezeichnen kann, schnell erreicht: In aller Regel bezieht sich eine juristische Beweisführung auf einmalig-konkrete historische Vorgänge, die in der Vergangenheit liegen und nicht wiederholt werden können.

Zu deren Beurteilung kann man höchstens indirekte Beweise heranziehen, deren Überzeugungskraft dann schließlich von einem Richter beurteilt wird. Was für den juristischen Bereich gilt, gilt auch insgesamt für den historischen Bereich und damit auch für die Frage, ob Jesus gelebt hat und auferstanden ist: Selbstverständlich handelt es sich bei dem Satz „Jesus ist auferstanden“ nicht um eine logische Aussage, die so offensichtlich ist, dass niemand, der des Denkens mächtig ist, sie letztlich bestreiten könnte. Und ebenso wenig lässt sich die Wahrheit der Aussage, dass Jesus auferstanden ist, dadurch beweisen, dass man in Jerusalem hundert Leichen in alte Felsengräber legt und schaut, wie viele von ihnen nach drei Tagen wieder durch die Stadt laufen. Um die Problematik noch einmal zuzuspitzen: Selbst wenn – was zugegebenermaßen eher unwahrscheinlich ist – alle hundert Leichen drei Tage später wieder durch die Stadt laufen würden, wäre damit noch längst nicht bewiesen, dass auch Jesus auferstanden ist. Man könnte damit nur zeigen, dass die Auferstehung Jesu Erfahrungen entspricht, die auch wir in unserem Leben unter ähnlichen Umständen auch schon gemacht haben. Doch, wie angedeutet: Ich gehe davon aus, dass die Zahl der Leichen, die bei solch einem Experiment wieder aus dem Grab herauskommen würden, sehr deutlich unter eins liegt.

Historische Ereignisse kann man grundsätzlich nicht beweisen. Niemand kann, streng genommen, beweisen, dass Julius Cäsar oder Martin Luther gelebt haben. Doch wir gehen in aller Regel davon aus, dass sie in der Tat nicht bloß Erfindungen späterer Zeit sind, sondern dass sie tatsächlich hier auf Erden gelebt und damit Wirkungen hervorgebracht haben, die bis heute Einfluss auf unser Leben haben. Für historische Ereignisse und historische Gestalten gibt es immer nur die Möglichkeit von Indizienbeweisen: Man kann beispielsweise aus archäologischen Funden bestimmte Schlussfolgerungen ziehen. Doch die Funde selber beweisen erst einmal gar nichts; sie fangen nur dadurch an zu „sprechen“, dass sie interpretiert werden. Und man kann sich natürlich auch auf bestimmte sprachliche Texte beziehen, die aus der Vergangenheit stammen. Aber auch sie müssen interpretiert werden, auch bei ihnen

kann hinterfragt werden, von wem sie stammen und in was für einer Absicht sie eigentlich verfasst worden sind.

Von daher lässt sich die Auferstehung Jesu grundsätzlich nicht beweisen. Selbst wenn es jemand gelänge – wie es einmal in einem Spielfilm dargestellt wurde –, mithilfe einer Zeitmaschine in die Vergangenheit zu reisen und das leere Grab und die Erscheinung des auferstandenen Jesus zu filmen, wäre das noch längst kein Beweis. Wir wissen, wie viele Menschen es beispielsweise auch heute noch gibt, die behaupten, es habe in Wirklichkeit nie eine Mondlandung gegeben; die Bilder, die damals um die Welt gingen, seien in Wirklichkeit in einem Fernsehstudio gedreht worden. Wir können zwar gute Argumente dagegen setzen, weshalb wir glauben, dass damals Astronauten tatsächlich ihren Fuß auf den Mond gesetzt haben – aber widerlegen können wir die Skeptiker nicht. Selbst Zeugenaussagen derer, die dort oben waren, lassen sich natürlich in Frage stellen, indem man beispielsweise behauptet, die Personen seien bestochen und würden für viel Geld ihre Märchen erzählen.

Wir sind also auf Indizien und ihre Bewertung angewiesen, wenn wir uns historischen Ereignissen nähern wollen. Theoretisch könnten wir natürlich auch ganz darauf verzichten, uns mit der Geschichte, auch mit unserer eigenen Vergangenheit zu befassen, und glauben, es würde reichen, ganz in der Gegenwart zu leben. Doch damit würden wir ganz entscheidende Dimensionen unseres Lebens ausblenden; ein Leben ohne Rückbezug auf die Vergangenheit bliebe letztlich leer und hohl. Wenn wir nun Indizien bewerten, um uns historischen Ereignissen zu nähern, müssen wir uns natürlich darüber klar sein, welche Bewertungsmaßstäbe wir wählen. Grundsätzlich ist es selbstverständlich sinnvoll, dass wir beispielsweise davon ausgehen, dass auch in früheren Zeiten Gesetze von Ursache und Wirkung gegolten haben und sich aufgrund dieser Gesetze Geschehnisse der vergangenen Zeit auch rein „innerweltlich“ erklären lassen. Doch wir müssen uns dann zugleich auch immer darüber bewusst sein, dass wir damit eine bestimmte

methodische Vorentscheidung treffen und dass wir mit solch einer Vorentscheidung natürlich nicht von vornherein die Möglichkeit widerlegen können, dass in der Geschichte einmalige Geschehnisse sich ereignen, die sich nicht in innerweltliche Kausalzusammenhänge einordnen lassen. Im Übrigen hat auch die Naturwissenschaft die Fiktion der Welt als eines geschlossenen Systems, in dem für Eingriffe von „außen“ kein Platz wäre, seit dem 19. Jahrhundert längst hinter sich gelassen.

Dafür, dass Jesus gelebt hat, gibt es neben den Schriften des Neuen Testaments durchaus auch eine Reihe außerbiblischer Zeugnisse. Wenn wir also an Jesus denselben Maßstab anlegen wie beispielsweise an Cäsar oder Sokrates, dann dürfte seine Existenz als solche eigentlich nicht ernsthaft bestritten werden. Das Entstehen der Urkirche ließe sich im Übrigen auch soziologisch ohne die Existenz einer Gründungs-personlichkeit, auf die man Bezug nehmen konnte, schwerlich erklären. Doch nun wäre für uns Christen mit einem „Beweis“, dass Jesus wirklich gelebt hat, erst einmal wenig gewonnen. Wenn wir von Jesus nicht mehr sagen könnten, als dass es damals wohl solch eine Person seines Namens gegeben hat, dann gäbe es keinen Grund, an ihn zu glauben. Schon nach dem Zeugnis des Neuen Testaments hängt in der Tat unser christlicher Glaube ganz daran, dass dieser Jesus, der damals gelebt hat, auch tatsächlich auferstanden ist: „Ist Christus aber nicht auferstanden, so ist euer Glaube nichtig, so seid ihr noch in euren Sünden so sind auch die, die in Christus entschlafen sind, verloren.“ (1. Korinther 15,17-18)

Führen wir also einmal einen Indizienbeweis: Wer sind die Zeugen für die Auferstehung Jesu? Zunächst einmal führen die Quellen mehrere Frauen an. Wenn das mit der Auferstehung nur ein großer Betrug der Jünger gewesen wäre, hätte man sich sicher nicht so blöde angestellt und als Zeugen Personen angeführt, die nach damaliger Auffassung gar nicht rechtsfähig waren. Das macht nur Sinn, wenn es sich tatsächlich so zugetragen hat und den Berichterstattern gar nichts anderes übrig-

blieb, als eben dies auch zu berichten. Dann haben wir den Apostel Paulus. Auf ihn trifft sicher nicht zu, dass er vor lauter Trauer über den Tod Jesu schließlich Halluzinationen hatte und sich einbildete, er habe Jesus nach seinem Tod noch einmal gesehen. Sondern Paulus verfolgte die Christen ja gerade deshalb, weil sie behaupteten, Jesus sei auferstanden. Das konnte doch gar nicht sein, davon war Paulus fest überzeugt, denn Jesus war doch nach dem jüdischen Gesetz mit Recht als Gotteslästerer hingerichtet worden. Gott würde durch die Auferweckung Jesu ja seinem eigenen Gesetz widersprechen – und das war doch gar nicht möglich! Doch dann sah Paulus, was er gerade nicht sehen wollte: Dass Jesus doch auferstanden ist. Und davon berichtet er wiederholt in seinen Briefen; wir haben also schriftliche Zeugnisse eines Augenzeugen nur wenige Jahre nach dem Geschehen selber. Und dieser Augenzeuge war zuvor gerade nicht zugunsten von Jesus vor-
eingenommen – und er ist dazu bereit gewesen, für die Wahrheit dieses Zeugnisses schließlich sogar in den Tod zu gehen. Dies gilt auch für zahlreiche weitere Augenzeugen des auferstandenen Jesus. Hätten die Jünger damals Jesus heimlich wieder aus dem Grab herausgeholt und versteckt, um dann das Märchen von seiner Auferstehung in die Welt zu setzen, dann hätten sie dies wohl allerspätestens dann zugegeben, wenn sie wegen der Verkündigung dieses Märchens umgebracht werden sollten. Für einen schlechten Witz stirbt man wohl kaum. Doch unbestritten ist, dass die Jünger Jesu nach Ostern offenbar keine Angst vor dem Tod mehr hatten – weil sie dem begegnet waren, der den Tod besiegt hatte.

Auch nicht unbedingt sehr überzeugend ist der Erklärungsversuch, die Jünger Jesu seien wohl allesamt einer Massenhalluzination erlegen. Die Unwahrheit ihrer Behauptung, Jesus sei auferstanden, hätte man dann ja mit einem einfachen Blick in sein Grab nachweisen können – dass man damals in Höhlengräber auch nach der Bestattung noch hineinging, ist bekannt. Und da die Auferstehungsverkündigung auf erhebliche Widerstände in der Umgebung der Jünger stieß, gab es genügend Menschen, die ein Interesse daran gehabt hätten, den Leichnam Jesu zu

präsentieren. Doch eben dies konnten sie nicht. Und selbst die Jünger werden in den Evangelien ja als sehr nüchterne Skeptiker geschildert, die der Auferstehungsverkündigung der Frauen erst einmal nicht glaubten. Ist es wirklich vernünftig anzunehmen, dass niemand von ihnen noch einmal im Grab nachgesehen hätte, bevor man sich daran machte, allen Leuten von der Auferstehung Jesu zu berichten? Dass die Lage des Grabes Jesu auch den Gegnern bekannt war, berichtet Matthäus in seinem Evangelium – und selbst archäologisch deutet die Errichtung eines heidnischen Tempels durch die Römer über dem Grab Jesu nach der Eroberung Jerusalems darauf hin, dass das leere Grab Jesu zu dieser Zeit längst zu einer Kultstätte geworden war, der die Römer nun mit der Errichtung des Tempels ihren Kult entgegensetzten. Bleibt noch die nicht tot zu bekommende Legende von dem angeblich scheintoten Jesus, der nachts heimlich wieder aus seinem Grab herausgekrabbelte und nach Indien ausgewandert ist. Sollte er das ohne fremde Hilfe geschafft haben, so wäre dies ein Wunder, das nicht viel geringer wäre als das der Auferstehung: Der Rollstein vor dem Grab ließ sich eben nur von außen öffnen, da es nicht sehr oft vorkam, dass Leichen noch mal zu einer Raucherpause raus wollten. Und wie Jesus nach der Tortur der Kreuzigung, ja, nachdem ein Soldat mit einer Lanze schon körperliche Todessymptome bei ihm festgestellt hatte, und dazu von oben bis unten in Leinentücher eingewickelt von innen den Rollstein wegrollen sollte, dafür muss auch erst einmal jemand eine vernünftige Erklärung geben! Fassen wir also zusammen: Beweisen kann man die Auferstehung Jesu gewiss nicht – aber die Indizienlage zu ihren Gunsten ist gar nicht schlecht. Diejenigen, die sie bestreiten, müssen erst einmal bessere Argumente liefern. Doch eines bleibt natürlich auch richtig: Wir glauben an den auferstandenen Christus nicht aufgrund von Indizien, sondern weil sich der auferstandene Christus uns selber in seinem Wort bezeugt und unseren Glauben gewirkt hat. Und auch das ist allemal ein Wunder!

Die Kirche hat in ihrer Geschichte viele Verbrechen begangen.

Der Verweis auf die angebliche „Kriminalgeschichte des Christentums“, wie der Kirchenkritiker Karlheinz Deschner sein auf zehn Bände angelegtes Werk genannt hat, gehört zweifelsohne zu den beliebtesten Argumenten gegen den christlichen Glauben.

Nun kann man zunächst einmal natürlich zurückfragen, warum der Verweis auf Verfehlungen der christlichen Kirche in der Vergangenheit tatsächlich ein Argument sein kann und soll, sich mit dem Anspruch des christlichen Glaubens, und das heißt ja zunächst und vor allem: mit dem Anspruch Jesu Christi selber, nicht auseinandersetzen zu müssen. Gewiss gibt es Menschen, die in ihrer eigenen Lebensgeschichte entsetzliche Erfahrungen mit Vertretern der Kirche haben machen müssen: Dass sich jemand, der als Kind oder Jugendlicher von einem Pfarrer oder in einem kirchlichen Heim sexuell missbraucht worden ist, später in seinem Leben schwertut, der Botschaft, die in der Kirche verkündigt wird, zu glauben, ist nachvollziehbar. Jesus selber hat hierzu bereits klar Stellung bezogen: „Wer aber einen dieser Kleinen, die an mich glauben, zum Abfall verführt, für den wäre es besser, dass ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meer, wo es am tiefsten ist.“ (Matthäus 18,6) Doch in den meisten Fällen, in denen Menschen sich auf frühere Verfehlungen und Verbrechen der Kirche beziehen, ist solch eine persönliche Betroffenheit schwerlich zu erkennen und nachzuvollziehen; in aller Regel dient der Verweis auf diese Verfehlungen nur dazu, sich die Frage nach dem Wahrheitsanspruch des christlichen Glaubens vom Halse halten zu können.

Versuchen wir das Argument dennoch einmal ernst zu nehmen: Dann müssen wir zunächst einmal fragen, wer denn mit „der Kirche“ gemeint ist, die als handelndes Subjekt bei der Begehung von Verbrechen genannt wird. „Die Kirche“ ist nach unserem lutherischen Bekenntnis dort erkennbar und fassbar, wo das Evangelium verkündigt wird und

die Sakramente nach der Einsetzung Christi gespendet werden, also im Gottesdienst. Gewiss: Dazu gehören immer auch Menschen, die mit der Verwaltung der Gnadenmittel persönlich durch die Ordination beauftragt worden sind – und eben darum gibt es in der Kirche dann auch Menschen, die ihrerseits den Auftrag zur Ordination und zur Visitation in der Kirche haben. Und weil die Kirche ihrem Wesen nach Menschen aus allen Ländern und Völkern umfasst, das heißt auf Griechisch: „katholisch“ ist, gibt es in der Kirche auch Strukturen, die diesen Zusammenhalt zwischen den Gemeinden in der Lehre und im Leben gewährleisten sollen. Doch niemand, der in der Kirche Jesu Christi ein Amt innehat, und auch keine Ortsgemeinde und auch keine ganze Konfessionskirche kann schlicht und einfach von sich behaupten: Wir sind „die Kirche“, so gewiss auch jede Ortsgemeinde je für sich ganz Kirche – aber eben nicht die ganze Kirche – ist und darum den Auftrag hat, die Gemeinschaft mit denen zu suchen und zu bewahren, die gemeinsam mit ihr Kirche sind.

Wenn Menschen also auf die Verbrechen verweisen, die „die Kirche“ in der Vergangenheit begangen hat, dann sollten wir zunächst einmal differenzieren: Verbrechen sind begangen worden von Gliedern der Kirche, ja, gerade auch von Amtsträgern der Kirche, und Verbrechen sind begangen worden angeblich im Namen „der Kirche“, die sich nicht dagegen wehren konnte, für eben diese Zwecke missbraucht zu werden. Andererseits ist es richtig, dass christlicher Glaube seinem Wesen nach nur in der Gemeinschaft der Kirche praktiziert werden kann. Von daher hat das Verhalten der einzelnen Glieder der Kirche sehr wohl konkrete Rückwirkungen auf das Leben der Kirche als Ganzes; dies machen schon die Apostel im Neuen Testament sehr deutlich. Wir können uns auch aus theologischen Gründen nur schwer dagegen wehren, wenn vom Verhalten von Christen auf „die Kirche“ zurückgeschlossen wird. Dennoch sollte man gerade diejenigen, die den christlichen Glauben nicht teilen, fragen, ob sie sich dessen bewusst sind, auf welcher Grundlage sie das Verhalten von Christen mit „der Kirche“ identifizieren und warum sie dann in aller Regel den Maßstab, den sie an die

Kirche anlegen, nicht auch an andere Weltanschauungen anlegen: Wenn der christliche Glaube durch das Verhalten von Päpsten und Großinquisitoren widerlegt werden kann, müsste mit derselben Konsequenz auch der Atheismus durch das Verhalten von Josef Stalin oder auch allein vieler Anhänger der Französischen Revolution widerlegt sein. Es bleibt argumentativ ganz schwierig, vom Verhalten einzelner Vertreter einer Religion oder einer Weltanschauung auf den Wahrheitsgehalt dieser Religion oder Weltanschauung zurückzuschließen.

Schauen wir uns nun die angeblichen und tatsächlichen Verbrechen der Kirche einmal genauer an. Historisch müssen wir zunächst einmal feststellen, dass die Christen in den ersten Jahrhunderten ihrer Geschichte eine verfolgte Minderheit waren und logistisch nicht dazu in der Lage waren, „die Bibel zu fälschen“, wie es von historisch ahnungslosen Zeitgenossen immer wieder einmal vermutet wird, geschweige denn Strukturen besaßen, um damit organisierte Verbrechen begehen zu können. Dies ändert sich, als das Christentum im 4. Jahrhundert zunächst erlaubte Religion und schließlich sogar Staatsreligion wird. Nur allzu leicht sind Vertreter der Kirche im Laufe der Jahrhunderte immer wieder der Versuchung erlegen, politische Macht zur Durchsetzung kirchlicher Ziele einzusetzen und überhaupt politisches und kirchliches Handeln miteinander zu vermischen. Immer wieder hat es jedoch in der Kirche auch Reformbewegungen gegeben, die genau diese Verflechtung kirchlicher und politischer Interessen kritisiert und die Vertreter der Kirche vom Wort der Heiligen Schrift her zur Umkehr gerufen haben. Dennoch müssen wir bis zum heutigen Tag mit Erschrecken feststellen, dass ganze Kirchen und ihre Vertreter sich immer wieder mehr am jeweiligen Zeitgeist denn am Wort der Heiligen Schrift orientiert haben und darum Dinge getan haben, die von der Heiligen Schrift selber her niemals hätten geschehen dürfen: Kriege im Namen Gottes zu führen ist ebenso furchtbar und absurd wie die Anwendung von Gewalt und Folter zur Erzwingung des rechten Glaubens.

Wenn dies klar ausgesprochen ist, wird man zugleich jedoch auch festhalten können und dürfen, dass die übliche Litanei der Verbrechen der Kirche immer wieder auch grobe historische Irrtümer und einigermaßen unsinnige Klischees enthält und zum Teil auch einfach unhistorische Maßstäbe an Geschehnisse damaliger Zeit anlegt. Zu den Klischees, die durch beständige Wiederholung nicht richtiger werden, gehört zum Beispiel die Behauptung, die spanische Inquisition habe im Auftrag der Kirche Hexen verbrannt. Richtig ist vielmehr, dass der Glaube an Hexen von der Kirche, auch von vielen Päpsten, immer wieder als ein heidnischer Aberglaube kritisiert wurde, der im Übrigen vor allem im deutschsprachigen Raum, jedoch zum Beispiel überhaupt nicht in Spanien verbreitet war. Hexenprozesse wurden von daher zumeist vor weltlichen, nicht vor kirchlichen Gerichten verhandelt, wobei es hier allerdings angesichts der engen Verquickung von Kirche und Staat in manchen Gegenden immer wieder auch Überschneidungen gab und es auch Vertreter der Kirche gab, die, oft genug gegen den Widerstand der Verantwortlichen in der Kirche, den Hexenwahn in der Bevölkerung schürten, der eine sozialpsychologisch entlastende Funktion hatte, weil er scheinbar unerklärliche Schicksalsschläge wie etwa Seuchen oder anderes Unglück erklären zu können schien, indem man der Bevölkerung bevorzugt Frauen als Sündenböcke präsentierte. Richtig ist: Die kirchliche Inquisition hat mit völlig inakzeptablen Methoden versucht, die kirchliche Lehre zu bewahren – und gewiss darüber hinaus auch kirchliche Macht zu sichern. Doch mit dem Hexenwahn hatte gerade die spanische Inquisition herzlich wenig zu tun.

Man könnte in dieser Hinsicht nun noch viele weitere Beispiele anführen, die immer wieder dies eine erkennbar werden lassen: Vertreter der Kirche haben sich im Verlaufe der Kirchengeschichte immer wieder an Jesu Wort und Weisungen versündigt; dies geschah nicht nur individuell, sondern auch organisiert. Doch historisch betrachtet wird man dem kirchlichen Handeln vergangener Jahrhunderte auch nicht gerecht, wenn man die Kirche nur zur Projektionsfläche allen Unheils und aller Verbrechen dieser Weltgeschichte macht. Auch Päpste haben

in vergangenen Jahrhunderten nicht selten sehr viel differenzierter gehandelt, als so manches Klischee dies wahrhaben will.

Doch Christen gehen eben gerade nicht so mit Schuld um, dass sie anfangen, begangene Schuld mit ebenfalls vollbrachten guten Taten aufrechnen zu wollen. Christlicher Umgang mit Schuld besteht darin, Schuld zu bereuen, sie zu bekennen und Gott dafür um Vergebung zu bitten. Dies gilt jedoch zuerst und vor allem für die je eigene, persönlich zu verantwortende Schuld. Ich kann nicht die Schuld anderer vor Gott wie meine eigene Schuld und als meine eigene Schuld bekennen; alle Versuche, dies zu tun, führen immer wieder zu einem zutiefst ungeistlichen Pharisäismus. Christen wissen dagegen, dass sie nicht besser sind als diejenigen, die – vielleicht sogar Jahrhunderte – vor ihnen gelebt und gehandelt haben, und maßen sich von daher nach Matthäus 7,1-5 auch nicht an, über frühere Generationen zu Gericht zu sitzen. Sie sollten allemal genug damit beschäftigt sein, nicht selber immer wieder das Gleiche zu tun, worüber sie bei anderen mit Recht erschrecken.

Von daher haben wir es als Christen aber auch nicht nötig, die Fassade einer „sündlosen Kirche“ aufzubauen. Im Gegenteil: Wir bleiben immer Kirche der Sünder, in der niemand befürchten sollte, dass auf ihn herabgeblickt wird, weil es niemanden in der Kirche gibt, der nicht immer wieder ganz und gar auf Gottes Vergebung und Erbarmen angewiesen wäre. Auf diesem Hintergrund brauchen wir dann auch nicht zu verschleiern, was in vergangenen Zeiten in der Kirche nicht in Ordnung war, und wir brauchen uns von der Kirche, in der Menschen immer wieder so massiv schuldig geworden sind, auch nicht historisch zu distanzieren, als ob dies ja gar nicht unsere Kirche sei und die wahre Kirche erst mit der Gründung der Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche (SELK) im Jahr 1972 begonnen habe. Die ganze Geschichte der Kirche ist auch unsere Geschichte und bewahrt uns hoffentlich immer wieder vor dem hochmütigen Gedanken, Christen seien vielleicht doch bessere Menschen als andere.

Logisch gesehen ist das Argument, die Kirche habe in ihrer Geschichte viele Verbrechen begangen, eigentlich gar kein zwingendes Argument gegen den christlichen Glauben. Es verweist nur darauf, dass Menschen an dem Anspruch der Normen, die sie doch eigentlich auch für sich selber akzeptiert haben, in schlimmer Weise gescheitert sind. Doch über den Wahrheitsgehalt der Normen sagt dies nichts aus. Und die Normen, also die Heilige Schrift, zumal die Worte Jesu im Neuen Testament, sind für den christlichen Glauben völlig klar: Sie lassen auch keinen Deutungsspielraum zu, der beispielsweise Religionskriege oder eine blutige Verfolgung Andersgläubiger ermöglichen könnte. Wo dies doch geschah, geschah es dem Wort der Heiligen Schrift zuwider. Ob man dies in derselben eindeutigen Weise beispielsweise vom Koran behaupten kann, lässt sich zumindest bezweifeln.

Auch wenn also das oben genannte Argument kein logisch zwingendes ist, erinnert es uns Christen doch daran, dass Nichtchristen oftmals sehr viel stärker auf das Leben und Handeln von uns Christen schauen, als dass sie nur auf unsere Worte hören, die in der Flut der Wörter unserer heutigen Zeit oftmals schnell untergehen. Dass nicht auch wir selber mit unserem Leben anderen Menschen zu einem Argument gegen den christlichen Glauben werden, erbitten wir ja immer wieder auch im Vaterunser: „Geheiligt werde dein Name.“

Ich kann nicht an einen Gott glauben, der Menschen in die Hölle schickt.

Um eines gleich vorwegzuschicken: Ich brauche die Hölle nicht für meine Verkündigung der frohen Botschaft. Ich versuche nicht, Menschen dadurch zum Glauben an Christus zu bewegen und in die Kirche zu bringen, dass ich ihnen mit der Hölle drohe für den Fall, dass sie nicht tun, was ich ihnen sage. Genau das ist ja heute ein weit verbreitetes Klischee über die Hölle, dass sie eine Erfindung der Kirche ist, um Menschen Druck zu machen und Angst einzujagen und sie so

in die Kirche zu treiben. Natürlich muss man ehrlicherweise zugeben, dass es solche Vorgehensweisen im Verlaufe der Kirchengeschichte tatsächlich gegeben hat und dass man sie auch heute noch in manchen freikirchlichen Gruppierungen und Sekten findet. Doch ich selber predige nur selten über die Hölle, denn keiner von denen, die am Sonntag in der Kirche sitzen, will da ja hin; also brauchen wir uns mit ihr auch nicht zu intensiv zu beschäftigen. Nicht die Angst vor der Hölle, sondern die Liebe zu dem Gott, der aus Liebe zu uns seinen Sohn für uns in den Tod gegeben hat, soll für uns Christen Antrieb sein, an Gott zu glauben und seine Nähe zu suchen. Wer nur deshalb zur Kirche kommt, weil ihm die Hölle zu heiß ist, hat das Wichtigste am Glauben gewiss noch nicht kapiert.

Können wir dann also nicht einfach die Hölle abschaffen und erklären, dass es sie in Wirklichkeit gar nicht gibt – oder, wie es ein bekannter römisch-katholischer Theologe erklärt hat, das Problem so lösen, dass wir zwar an der Existenz der Hölle festhalten, aber erklären, sie sei leer?

Das könnten wir nur dann, wenn die Kirche die Inhalte ihrer Lehre und Verkündigung selbst bestimmen und nach eigenem Gutdünken verändern könnte. Dann könnte man auf die jeweiligen Bedürfnisse der Zuhörer, was sie gerne hören wollen, eingehen und ihnen mit einer jeweils zeitgemäßen Lehre entsprechen. Doch die Kirche ist an die Heilige Schrift gebunden, ganz besonders an die Verkündigung Jesu Christi selber – sie kann hier nicht streichen, was ihr nicht passt, und sich nur eine Sammlung von Lieblingsgedanken zulegen. Und von daher müssen wir schon darauf achten, was die Heilige Schrift selber zu diesem Thema zu sagen hat.

Zunächst einmal müssen wir dabei abklären, was wir unter „Hölle“ eigentlich verstehen. Im Alten Testament ist an einer Reihe von Stellen von der „sheol“ die Rede, dem Totenreich. Dieses wird aber nicht als Alternative zum „Leben im Himmel“ nach dem Tod angesehen; vielmehr ist im Alten Testament die Hoffnung auf ein jenseitiges Leben

noch nicht sehr ausgeprägt. Kennzeichnend für das Verständnis des Alten Testaments vom „Leben“ nach dem Tod ist das Lied Hiskias, „als er krank gewesen und von seiner Krankheit gesund geworden war“ (Jesaja 38,9): „Ich sprach: Nun muss ich zu des Totenreiches Pforten fahren in der Mitte meines Lebens, da ich doch gedachte, noch länger zu leben. Ich sprach: Nun werde ich den HERRN nicht mehr schauen im Lande der Lebendigen... Denn die Toten loben dich nicht, und der Tod rühmt dich nicht, und die in die Grube fahren, warten nicht auf deine Treue; sondern allein, die da leben, loben dich so wie ich heute.“ (Jesaja 38,10.11.18.19) Was nach dem Tod kommt, kann man nicht als Leben bezeichnen. Diese Zurückhaltung des Alten Testaments, die allerdings an einigen Stellen bereits aufgebrochen wird, sollte uns nicht irritieren, sondern ist nur allzu verständlich: Dass sich uns nach unserem Tod tatsächlich ein neues Leben eröffnet, ist kein natürlicher, selbstverständlicher Prozess, der sich aus der Unsterblichkeit unserer Seele ergeben würde, sondern wird einzig und allein dadurch ermöglicht, dass Christus die Macht des Todes durch seine Auferstehung gebrochen hat. Erst von Ostern her gewinnt die Frage, wie es mit uns nach unserem Tod weitergeht, überhaupt echte Bedeutung.

Sobald sich der Horizont jedoch jenseits der Todesgrenze weitert, stellt sich natürlich die Frage nach unserem menschlichen Geschick nach unserem Tod. Und da müssen wir zunächst einmal ganz nüchtern feststellen, dass Jesus selber in seiner Verkündigung nicht sehr häufig, aber doch an einigen sehr prägnanten Stellen von der Hölle nicht bloß im Sinne eines allgemeinen „Totenreiches“, sondern im Sinne eines Ortes oder Zustands spricht, der durch eine endgültige Trennung von der Gegenwart Gottes und dass heißt durch eine Erfahrung der endgültigen Verfehlung des eigenen Lebens gekennzeichnet ist. Als Beispiel sei hier die Erzählung vom reichen Mann und dem armen Lazarus genannt (Lukas 16,19-31), wo ausdrücklich von der „großen Kluft“ die Rede ist, oder auch die Warnung Jesu: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, doch die Seele nicht töten können; fürchtet euch aber viel mehr vor dem, der Leib und Seele verderben kann in der Hölle.“

(Matthäus 10,28) An anderen Stellen kann Jesus auch von der „Finsternis“ reden, in die Menschen verstoßen werden, oder von der „Auferstehung des Gerichts“ (Johannes 5,29). An letztgenannter Stelle wird auch schon deutlich, dass die Scheidung nach dem Tod, die Jesus ankündigt, Ergebnis eines richtenden Handelns Gottes bzw. Christi selber ist, dem sich kein Mensch nach seinem Tod entziehen kann. Dieses Thema des letzten Gerichts zieht sich durch das gesamte Neue Testament hindurch.

Natürlich kann man gegen die Verkündigung eines letzten Gerichts mit doppeltem Ausgang einwenden: Wie können wir davon sprechen, dass Gott die Liebe ist, wenn er Menschen für immer aus dem Leben in seiner Gemeinschaft ausschließt? Schließen sich die Verkündigung des liebenden Gottes und die Verkündigung eines letzten Gerichts mit doppeltem Ausgang nicht gegenseitig aus?

Uns mag diese Argumentation logisch erscheinen; doch wir müssen ganz nüchtern feststellen, dass sich für Jesus selber beide Verkündigungen offenbar nicht ausschließen. Und wir müssen uns fragen, ob wir das Recht dazu haben, dem, was Jesus klar und eindeutig erklärt, zu verweigern und uns stattdessen eine eigene „frohe Botschaft“ ohne letztes Gericht zu schaffen. Ja, mehr noch: Wir müssen uns fragen, in was für einer Position wir uns eigentlich befinden: Dadurch, dass wir den Gedanken an ein letztes Gericht Gottes mit doppeltem Ausgang nicht gut finden, fällt dieses Gericht ja nicht aus. Und wenn wir Gott den Glauben aufkündigen, weil wir es nicht akzeptieren, dass er Menschen in die Hölle schicken könnte, schaden wir damit ja nicht ihm, sondern letztlich nur uns selber. Wenn die Kirche also auch von Gericht und Hölle spricht, dann ist das kein mieser „Psycho-Trick“ von ihr, sondern sie erzählt nur weiter, was ihr von Christus anvertraut worden ist und was zu ändern sie kein Recht hat.

Dennoch müssen wir an dieser Stelle einiges noch einmal festhalten:

Zunächst einmal fällt im Neuen Testament auf, dass so gut wie keinerlei Einzelheiten in der Beschreibung der Hölle erwähnt werden. Ausagen wie im Koran: „So oft ihre Haut verbrannt ist, geben wir ihnen eine andere Haut, damit sie die Strafe kosten“ (Sure 4,56) sucht man im Neuen Testament vergeblich. Erst später hat man im Verlauf der Kirchengeschichte und der christlichen Kunst angefangen, das Innere der Hölle fantasievoll auszugestalten, mit strafenden Riesen, lachenden Teufeln und abgestuften Strafen. Am bekanntesten ist in diesem Zusammenhang wohl Dantes „Göttliche Komödie“. Beschrieben wird in der Heiligen Schrift nur die Trennung als solche, die sich im Gericht vollzieht, und es wird allerdings auch angedeutet, dass diejenigen, die von Gott getrennt bleiben, diese Trennung als leidvoll erfahren. Wenn die Kirche also von der Hölle spricht, gebraucht sie diese gerade nicht als Projektionsfläche menschlicher sadistischer Fantasievorstellungen.

Weiterhin muss festgehalten werden, dass wir als Christen nur so von der Hölle reden können, dass wir zugleich immer von Jesus Christus reden, und zwar in doppelter Weise: Zum einen hat Jesus Christus selber am Kreuz die Hölle durchlitten, als er rief: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Matthäus 27,46) Christus hat eben darum am Kreuz die Hölle erlitten, damit die, die ihm vertrauen, diese Höllenerfahrung nicht machen müssen. Wer an Christus glaubt, braucht vor der Hölle keine Angst zu haben. Hier gilt vielmehr Christi Zusage: „Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.“ (Johannes 5,24) Und zum anderen bekennen wir, dass Jesus Christus niedergefahren ist zur Hölle. Die biblischen Belegstellen hierfür (1. Petrus 3,19-20; 4,6; dazu auch Kolosser 2,15 und möglicherweise Epheser 4,9) machen deutlich, dass Christus sich mit seiner Höllenfahrt als Sieger über alle gottfeindlichen Mächte zu erkennen gegeben hat und zugleich mit seiner Höllenfahrt auch Menschen erreicht hat, die in ihrem Leben nicht an ihn geglaubt hatten. Die Aussagen sind nicht so deutlich, dass wir daraus weitreichende Schlussfolgerungen ziehen könnten. Doch darf es uns ein

Trost sein, dass Christi Macht und seine Möglichkeiten selbst und gerade an den Pforten der Hölle nicht enden.

Schließlich ist es ganz wichtig festzuhalten, dass es keinen Menschen gibt, über den wir mit Gewissheit das Urteil fällen könnten, dass er sich tatsächlich in der Hölle befindet – von dem reichen Mann in der Geschichte, die Jesus erzählt, einmal abgesehen. Dieses letzte Urteil fällt Gott allein; uns hingegen gilt immer wieder die Warnung: „Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet. Verdammt nicht, so werdet ihr nicht verdammt.“ (Lukas 6,37) Das bedeutet aber umgekehrt auch, dass es uns nicht zusteht, dem lieben Gott gute Ratschläge zu geben, wie er am Ende einmal mit den Menschen zu verfahren hat – nämlich so, dass es unserem menschlichen Gerechtigkeitsempfinden entspricht. Dieses Gerechtigkeitsempfinden kann sich durchaus sehr unterschiedlich artikulieren. Doch Gott sollen und dürfen wir zutrauen, dass er recht richten wird – eben so, dass wir einmal singen werden: „Alle Völker werden kommen und anbeten vor dir, denn deine gerechten Gerichte sind offenbar geworden.“ (Offenbarung 15,4)

Eines macht die Heilige Schrift mit ihrer Verkündigung des letzten Gerichtes allerdings sehr deutlich: Was hier und jetzt in unserem Leben geschieht, hat so oder so Ewigkeitsbedeutung. Hier und jetzt fallen in unserem Leben letzte Entscheidungen – und Gott ist bereit, auch die Entscheidung von Menschen ernst zu nehmen, die sich endgültig seinem Liebeswerben verweigern und endgültig lieber ohne ihn leben wollen. Sollte Gott nicht das Recht dazu haben, denjenigen Menschen ihren Wunsch zu erfüllen, die ganz bewusst in ihrem Leben ohne ihn auskommen wollten? Gott zwingt uns Menschen seine liebende Nähe nicht auf – das gilt jetzt und auch in der Ewigkeit. Nicht wenige Menschen sagen heute: „Wir haben ja nur dies eine Leben; machen wir etwas daraus!“ Das kann man durchaus biblisch interpretieren: „Es ist den Menschen bestimmt, einmal zu sterben, danach aber das Gericht.“ (Hebräer 9,27) Wer jedoch den Ewigkeitshorizont seines Lebens ausblendet, der macht gerade nichts aus seinem Leben, sondern steht in der

Gefahr, die Bestimmung seines Lebens – eben das ewige Leben in der Gemeinschaft mit Gott – zu verfehlen. Es ist uns nicht erlaubt, diesen letzten Ernst unseres Lebens zu verharmlosen. Eines macht die Heilige Schrift allerdings auch ganz klar: Gott will nicht, dass auch nur ein Mensch in der Hölle landet. Er will, „dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.“ (1. Timotheus 2,4) Wer sich endgültig von Gott lossagt, begibt sich also gegen Gottes ausdrücklichen Willen in die Gottesferne der Hölle und ist keinesfalls Opfer göttlicher Willkür. Als Begründung für die Verweigerung des Glaubens an Gott taugt der Verweis auf die Hölle also in Wirklichkeit gerade nicht!

Bei den vielen verschiedenen Kirchen weiß man doch gar nicht, was richtig ist.

Dieses Argument tut weh. Denn es spricht einen schmerzlichen Sachverhalt an, mit dem wir uns als Christen niemals einfach abfinden sollen und dürfen: die Tatsache, dass es trotz des Bekenntnisses der Christen zu der *einen* Kirche so viele verschiedene christliche Kirchen und Bekenntnisse gibt.

Gewiss lässt sich auch dieses Argument als Vorwand missbrauchen, um sich gar nicht erst ernsthaft mit dem Anspruch des christlichen Glaubens auseinanderzusetzen: „Die Christen widersprechen sich doch selber dauernd; was soll ich mich da noch mit den Inhalten des christlichen Glaubens auseinandersetzen, wenn sogar die Christen selber eigentlich nicht wissen, was sie wollen?“ Dass man es sich nicht so einfach machen kann, werden wir im Weiteren noch sehen. Aber es ist in der Tat richtig: Wenn ein Mensch, der bisher vom christlichen Glauben noch keine Ahnung hatte, nun auf dem Weg zu Christus ist und dabei konfrontiert wird mit der Vielzahl christlicher Kirchen, die sich oftmals noch nicht einmal dazu in der Lage sehen, miteinander das Mahl des Herrn zu feiern, dann kann das die Freude derer, die dabei

sind, Christen zu werden, doch deutlich trüben und kann auf sie geradezu verwirrend wirken. Und nicht nur auf Außenstehende wirkt diese Unterschiedlichkeit der christlichen Kirchen verwirrend; sie kann auch für Menschen, die schon in der Kirche zu Hause sind, immer wieder zu einer Anfrage, ja Anfechtung werden: Wie kann ich denn wissen, ob ich nun in der richtigen Kirche bin? Vielleicht hat ja eine andere Kirche recht – doch woran soll ich das letztlich festmachen und beurteilen?

Es gibt angesichts des Phänomens der Existenz verschiedener christlicher Kirchen zwei Positionierungen, die auf den ersten Blick faszinierend erscheinen, sich aber bei näherem Hinschauen doch als sehr kurzschlüssig erweisen.

Die eine Positionierung lautet: „Schaut euch die vielen verschiedenen christlichen Kirchen an, wie zerstritten sie sind. Die können die Wahrheit doch gar nicht haben, denn sonst würden sie sich nicht alle so widersprechen. Bei uns dagegen herrscht keine Unklarheit. Bei uns ist die Wahrheit ganz klar zu finden. Ja, gerade die Zerstrittenheit der anderen Kirchen ist ein Beweis dafür, dass wir die richtige Kirche, die richtige Organisation sind.“ Dieses Argument wird von den verschiedensten Seiten angewandt – von den Zeugen Jehovas habe ich es schon genauso gehört wie von Vertretern orthodoxer Kirchen.

Das Argument klingt auf den ersten Blick verlockend: Da gibt es scheinbar eine Möglichkeit, der verwirrenden Vielfalt der Meinungen und Lehren entkommen und die Wahrheit in einer bestimmten Organisation finden und festmachen zu können. Doch in Wirklichkeit ist dieses Argument eben doch sehr kurzschlüssig: Es blendet aus, dass natürlich auch die eigene Kirche oder Gruppierung, die dieses Argument vertritt, zugleich Teil jenes großen Spektrums von Kirchen und religiösen Gemeinschaften ist, das gerade von Außenstehenden immer wieder als Anfrage an den christlichen Glauben wahrgenommen wird. Es ist gewiss jeder einzelnen Kirche und Gruppierung unbenommen, die eigene Position als Wahrheit des christlichen Glaubens zu ver-

treten – nur ist es ein logischer Kurzschluss, die Einheitlichkeit der Lehre innerhalb der eigenen Gruppierung als Beweis ihrer Wahrheit im Gegenüber zur Vielzahl anderer Kirchen anzuführen. Diesen Anspruch könnte mit gleichem Recht eben auch jede andere Gruppe innerhalb des konfessionellen Spektrums erheben, und die Wahrheit des eigenen Anspruchs lässt sich auch nicht dadurch absichern, dass man ihn nun in besonders dröhnendem Brustton der Überzeugung vorträgt.

Die andere Positionierung lautet: Es gibt überhaupt keine allgemeingültige Wahrheit. Jeder Mensch und auch jede kirchliche Gruppierung hat eben ihre eigene Wahrheit, und die soll und kann man einfach nebeneinander stehen lassen. Dass es viele verschiedene christliche Kirchen gibt, ist kein Ärgernis, sondern etwas Schönes: Jeder findet da in einer der Kirchen sicher das Angebot, das gerade seinen Bedürfnissen in besonderer Weise entspricht, und zusammengenommen ergeben die Kirchen ein richtig schönes buntes Bild, das man gerade nicht uniformieren sollte.

In diesem Argument steckt natürlich ein Körnchen Wahrheit: Selbstverständlich sind die verschiedenen christlichen Kirchen auch geprägt von bestimmten Mentalitäten und auch von bestimmten geistlichen Erfahrungen, die sie im Verlauf der Kirchengeschichte gemacht haben. Syrisch-orthodoxe Christen werden ihre Gottesdienste immer anders feiern als deutsche Lutheraner – ganz gleich, wie nahe wir uns auch in Fragen der Lehre sein mögen. Jede Kirche sollte da auch zu ihrer eigenen Prägung, auch zu ihrer eigenen Mentalität stehen und nicht krampfhaft versuchen, diese zu verleugnen und durch andere Prägungen zu ersetzen. Gewiss können Christen aus den geistlichen Erfahrungen anderer Kirchen und Konfessionen immer wieder auch einiges lernen – wer wollte das bestreiten? Aber wenn man etwa in einer evangelischen Kirche versucht, Elemente aus der orthodoxen Liturgie darum aufzunehmen, weil man dies ja ganz schick findet, auch ein wenig auf orthodox zu machen, dann ist das zumeist nicht weniger krampfhaft als die immer wieder erhobene Forderung, wir müssten in unseren Gottes-

diensten in Deutschland nun endlich auch so zu tanzen anfangen, wie man dies in Gottesdiensten afrikanischer Christen erleben kann. So wenig wie man die deutsche Kultur übernehmen muss, wenn man Christ wird, so wenig ist die Verleugnung der eigenen deutschen Herkunft und Prägung ein Rezept, um nun Kirche lebendig zu machen.

Doch der Verweis auf die unterschiedlichen Prägungen und geistlichen Erfahrungen reicht eben allein nicht aus, um die Unterschiede zwischen den christlichen Kirchen recht zu erfassen: Die Frage, ob ich im Heiligen Mahl nun wirklich und wahrhaftig den Leib und das Blut Christi empfangen oder nur ein Erinnerungsmahl feiere, ist keine Frage der kirchlichen Folklore und auch keine Mentalitätsfrage und erst recht nicht bloß die Frage eines bestimmten Kulturkreises. Und wer meint, hier einander sich widersprechende Lehren und Praktiken einfach im Zeichen einer bunten Vielfalt nebeneinander stehen lassen zu können, der bezieht damit auch wiederum eine bestimmte dogmatische Position, die im Übrigen dadurch nicht richtiger und überzeugender wird, dass sie von ihren Vertretern mit nicht weniger Vehemenz als unumstößliche aktuelle Wahrheit vertreten wird als die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes von der römisch-katholischen Kirche.

Ein Ableger dieser Positionierung ist im Übrigen auch die Praxis, das Ärgernis der Vielzahl christlicher Kirchen dadurch überwinden zu wollen, dass man sie einfach zu einer organisatorischen Einheit zusammenschließt. Dies ist beispielsweise der Irrweg, den der deutsche Protestantismus im 19. Jahrhundert mit der Einführung der Union zwischen zwei ganz unterschiedlichen Konfessionen, der lutherischen und der calvinistischen Kirche, gegangen ist: Unterschiede in Lehre und Praxis wurden ignoriert und verschleiert; gewährleistet wurde die Einheit durch die gemeinsame Unterstellung unter den König bzw. Kaiser als Oberhaupt der Kirche. In gewisser Weise lässt sich diese Frage durchaus auch an die römisch-katholische Kirche stellen: So faszinierend der Ansatz ist, die Einheit der Kirche durch die gemeinsame Unterstellung unter den Papst als Oberhaupt der Kirche zu gewährleisten – wobei

man zugeben muss, dass das Petrusamt zu diesem Zweck allemal besser geeignet ist als die Position eines Landesfürsten –, bleibt doch die Frage, ob sich die Einheit der Kirche in dieser Weise organisatorisch absichern lässt, wenn Lehre und Praxis innerhalb derselben Kirche zugleich immer weiter auseinanderdriften, wie man dies bedauerlicherweise heutzutage gerade auch in der römisch-katholischen Kirche beobachten kann und muss.

Schnelle und einfache Antworten auf den anfangs vorgebrachten Einwand gegen den christlichen Glauben lassen sich also nicht finden. So können wir uns an eine Antwort nur mit einigen Hinweisen herantasten.

Zunächst einmal müssen wir zugestehen, dass die Erwartung an die Kirche, dass sie *eine* sein sollte und dass die, die zu Christus gehören, *eins* sein sollten, zu Recht besteht und biblisch begründet ist. Christus bittet in Johannes 17,20-21: „Ich bitte auch für die, die durch ihr Wort an mich glauben werden, damit sie alle eins seien. Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir, so sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaube, dass du mich gesandt hast.“ Einssein der Jünger und Glaube der Welt an Christus werden also miteinander in Beziehung gesetzt – allerdings gerade nicht so, dass Christus hier organisatorische Zusammenschlüsse fordert, sondern dieses Einssein seiner Jünger, der Kirche, begründet in der Anteilhabe der Christen an der Lebensgemeinschaft des Vaters und des Sohnes und eben damit in der Einheit Gottes selber. Diese Einheit ist jedoch menschlicher Verfügungsgewalt entnommen und kann immer wieder nur erbeten und geschenkt werden.

Weiterhin müssen wir nüchtern bekennen und beklagen, dass christliche Kirchen in der Vergangenheit durch die Art und Weise, wie sie sich bekämpft haben – oft sogar in ganz handgreiflichem Sinne –, oft genug ein ganz schlechtes Zeugnis für den christlichen Glauben gegenüber Außenstehenden abgegeben haben. Es ist beschämend, dass sich Gegner des christlichen Glaubens darauf immer wieder mit Recht beziehen können.

Zugleich muss aber auch der Ehrlichkeit halber festgehalten werden, dass Christen gerade im letzten Jahrhundert sehr wohl gelernt haben, gemeinsam für das einzustehen, was sie miteinander verbindet, und sich davon auch in ihrem Umgang miteinander bestimmen zu lassen. Es ist keine Schönfärberei, sondern in der Tat die Wahrheit, dass die verschiedenen „seriösen“ christlichen Kirchen eine ganz breite gemeinsame Grundlage haben, die gewichtiger ist als alle noch zu beklagenden Unterschiede. Papst Benedikt XVI. hat diese gemeinsamen Grundlagen bei seiner Rede in einem ökumenischen Gottesdienst in Erfurt skizziert: Sie umfassen nicht weniger als das gesamte Glaubensbekenntnis der Christenheit, das nizänische Credo. Ausdruck dieses Wissens um den tiefen gemeinsamen Grund, der die verschiedenen Kirchen verbindet, ist beispielsweise auch die sogenannte „Magdeburger Erklärung“, in der im Jahr 2007 elf verschiedene Kirchen in Deutschland die in ihnen vollzogenen Taufen jeweils wechselseitig anerkannten, darunter natürlich auch die Selbständige Evangelisch-Lutherische Kirche. Dies ist schon ein ganz gewichtiges Argument, das man dem Verweis auf die Existenz so vieler verschiedener Kirchen entgegenhalten kann.

Von daher gilt zugleich auch: Keine christliche Kirche kann und darf den Anspruch erheben, in ihr allein könne man selig werden. Menschen werden überall dort selig, wo sie durch die Heilige Taufe zum ewigen Leben wiedergeboren werden und durch das Evangelium und die heiligen Sakramente im Glauben an Jesus Christus bewahrt werden. Christus, der Herr der Kirche, wirkt diesen Glauben durch den Heiligen Geist, wo auch immer seine frohe Botschaft verkündigt und seine Sakramente gespendet werden. Entsprechend ist die eine Kirche, von der das Glaubensbekenntnis spricht, keine Utopie, sondern jetzt schon bestehende Realität in all den verschiedenen christlichen Kirchen.

Das bedeutet jedoch nicht, dass es egal wäre, zu welcher Kirche man sich hält. Maßstab hierfür kann und darf nur sein, ob eine Kirche sich ganz an die Stiftung Christi hält, also sein Wort, wie es in der Heiligen Schrift zu finden ist, nicht durch andere Lehren ergänzt oder verfälscht

und die Sakramente ganz nach seiner Einsetzung austeilt. Die Entscheidung darüber, ob eine Kirche die rechte Kirche ist, fällt also ganz konkret im gottesdienstlichen Vollzug, der natürlich eingebettet ist in das Bekenntnis der Kirche und die Bekenntnisverpflichtung derer, die diesen Gottesdienst zu verantworten haben. Diese Verantwortung bezieht sich im Übrigen auf Gottes letztes Gericht; in seinem Angesicht handeln und verkündigen diejenigen, die den Gottesdienst leiten. Eben darum kann aber der Glaube der Kirche auch niemals Verhandlungsmasse sein. Gerade weil sich Wahrheit im Angesicht dieser Letztverantwortung vor Gottes Gericht nicht relativieren lässt, gibt es auch weiter unterschiedliche Kirchen und bleibt denen, die zu der Einen Kirche gehören, zugleich das Ringen um die rechte Kirche, in der sie Gottes Wort hören und die Sakramente empfangen, nicht erspart. Es kann nur erhofft und erbetet werden, dass Menschen, denen die Vielzahl der Kirchen ein Glaubensanstoß ist, sich nicht auf einen resignierenden Relativismus zurückziehen, sondern sich gerade durch das leidenschaftliche Ringen der Kirchen und der Christen selber davon überzeugen lassen, worum es in den christlichen Kirchen letztlich gemeinsam geht: um den, der die Wahrheit ist: CHRISTUS.

Ich kann auch ohne Kirche Christ sein.

Von denen, die diesem Satz zustimmen und sich danach entsprechend dann auch verhalten, wird dieser Satz in aller Regel nicht als „Argument gegen den christlichen Glauben“ verstanden, im Gegenteil: Man will ja durchaus selber Christ sein, für den christlichen Glauben sein – nur: für die Kirche ist in diesem Glauben eben kein Platz; es geht doch scheinbar auch ohne sie.

Nun ist die Bezeichnung „Christ“ kein registriertes Markenzeichen, für das jemand die Rechte besitzt und dessen Gebrauch er entsprechend anderen streitig machen könnte. Natürlich kann sich grundsätzlich auch ein Atheist als „Christ“ bezeichnen, weil er unter „Christ“ vielleicht

nur jemanden versteht, der sich moralisch anständig zu verhalten versucht und sich besonders für die Armen und Schwachen einsetzt. In der Tat wird der oben genannte Satz häufig genau in diesem Sinne verwendet. Statt „Ich kann auch ohne Kirche Christ sein“ gibt es den Satz ja auch in der Variante „Ich kann auch ohne Kirche ein guter Mensch sein.“

Gegen die Behauptung in der letzteren Fassung haben wir auch als Christen nichts einzuwenden: Wir kommen keinesfalls auf die Idee, dass nur derjenige ein guter, anständiger Mensch sein kann, der an Jesus Christus glaubt. Auch Atheisten, Muslime und Agnostiker können sehr nette, angenehme, hilfsbereite Menschen sein, auch wenn sie die Motivation für ihr Handeln nicht aus dem Glauben an Jesus Christus schöpfen. Ja, es geschieht nicht selten, dass Nichtchristen mit ihrem moralischen Verhalten uns Christen sogar beschämen. Das ist möglich, auch wenn diese Menschen vielleicht in ihrem Leben noch keine Kirche von innen gesehen haben.

Doch genau das würden wir bestreiten, dass „Christ“ zu sein nichts anderes bedeutet als „ein guter Mensch“ zu sein. Gewiss sollten wir uns auch als Christen darum bemühen, liebevoll und freundlich mit unseren Mitmenschen umzugehen. Ja, man kann und darf auch sehr wohl behaupten, dass der christliche Glaube eines Menschen sich insgesamt sehr positiv auf sein Verhalten gegenüber anderen Menschen auszuwirken vermag – auch wenn es hierfür leider auch immer wieder bedauerliche Gegenbeispiele gibt. Doch Christ zu sein bedeutet eben noch einmal etwas ganz anderes, so macht es zumindest das Neue Testament deutlich, das ja zweifelsohne die grundlegende Urkunde des christlichen Glaubens darstellt.

Der Name „Christen“ wird dem Neuen Testament zufolge zuerst offenbar von Nichtchristen angewendet – und zwar bezeichnenderweise auf eine christliche Gemeinde, die Gemeinde in Antiochien. „Christen“ werden sie genannt, weil sie offenbar immer von „Christus“ reden, also davon, dass Jesus von Nazareth nicht bloß ein guter Mensch war, son-

dern der von Gott gesandte Herr und Retter. „Christ“ zu sein, bedeutet also, in einer Beziehung zu Christus zu stehen, die darüber hinausgeht, dass man Jesus von Nazareth als großes Vorbild oder als Weisheitslehrer verehrt. Genauer gesagt wird diese Beziehung zu Christus dadurch bestimmt, dass Christus der Gekreuzigte ist, der durch seinen Tod das Verhältnis von uns Menschen zu Gott in Ordnung gebracht hat. Christ zu sein bedeutet also gerade nicht: sich anständig zu verhalten, selber etwas Gutes zu tun. Sondern Christ zu sein bedeutet: davon zu leben, dass mir Gott um Christi willen vergibt, dass ich in Wirklichkeit *kein* guter Mensch bin.

Und diese Vergebung ist dem Neuen Testament zufolge keine allgemeine Wahrheit, an die man sich zur Not auch einfach ganz allein im stillen Kämmerlein erinnern kann, sondern diese Vergebung wird Menschen durch ganz bestimmte Vollzüge zuteil, die Christus selber gestiftet hat.

Und damit sind wir nun schon ganz direkt bei dem Thema, warum wir ohne Kirche nicht Christen sein können. Die Kirche ist nichts Anderes als eben dieser Ort, an dem Menschen durch bestimmte Vollzüge Gottes Vergebung geschenkt wird, die sie zu Christen macht.

Das geht schon ganz grundlegend los mit der Taufe: Ich kann schon deswegen nicht ohne Kirche Christ sein, weil mein Christsein begründet ist in meiner Taufe. Es gibt genau genommen keine ungetauften Christen – allerhöchstens Menschen, die sich darum im weiteren Sinne als Christen bezeichnen können, weil sie sich auf dem Weg zur Taufe befinden. Der beliebte Choral: „Lasset mich voll Freuden sprechen: Ich bin ein getaufter Christ“ enthält von daher in der Tat einen Pleonasmus, also einen Ausdruck, in dem mit zwei Wörtern jeweils dasselbe ausgesagt wird: ein „getaufter Christ“. Doch kann ein solcher Pleonasmus in der Rhetorik bewusst zur Verdeutlichung eingesetzt werden: Christ bin ich eben darum, weil ich getauft bin. Und taufen kann ich mich nun mal nicht selber, sondern ich muss von jemand anders getauft werden – und schon brauche ich die Kirche in

Gestalt dieses anderen, der mich tauft. Zudem werde ich durch die Taufe zugleich auch immer Glied am Leib Christi, Glied der Kirche – und diese Zugehörigkeit zum Leib Christi lässt sich auch durch den Austritt aus einer kirchlichen Organisation nicht aufheben oder rückgängig machen.

Ohne Kirche können wir nicht Christen sein, weil wir auch nach unserer Taufe Gottes Vergebung benötigen und weil wir uns diese Vergebung ebenso wenig selber spenden können, wie wir uns die Taufe selber spenden können. Ich brauche das Gegenüber, das mir die Vergebung zusagt – und schon brauche ich wieder die Kirche in der Gestalt dieses Anderen, der mir die Sünden vergibt – in der Vollmacht, die Christus selber seiner Kirche gegeben hat.

Als Christ brauche ich also die Kirche gleichsam als „Gegenüber“, die an mich weiterreicht, was ich mir nicht selber besorgen kann. In diesem Sinne hat der heilige Cyprian treffend formuliert: „Niemand kann Gott zum Vater haben, der die Kirche nicht zur Mutter hat.“ Und ich brauche die Kirche zugleich auch in der Gestalt der Brüder und Schwestern, die mit mir gemeinsam glauben. Gewiss hat es in der Geschichte der Kirche immer wieder Notzeiten gegeben, in denen Christen völlig auf sich allein gestellt waren, weil sie von ihren Brüdern und Schwestern getrennt wurden, zum Beispiel in Zeiten der Christenverfolgung. Doch diese Existenz ohne Brüder und Schwestern wurde von den Betroffenen stets als nicht normal, sondern als große Not empfunden, in der die Betroffenen letztlich von ihren Erfahrungen zehrten, die sie zuvor in der Gemeinschaft mit anderen Christen gemacht hatten. Und es ist von daher nur folgerichtig, dass gerade auch in Verfolgungszeiten Christen immer die Gemeinschaft mit anderen Christen gesucht haben, um eben so geistlich überleben zu können. Wer dagegen freiwillig auf die Gemeinschaft mit anderen Christen in der Kirche verzichtet und glaubt, ohne diese Gemeinschaft leben zu können, begibt sich damit völlig unnötig in eine geistliche Notsituation hinein, die oft genug dazu führt, dass man selber gar nicht mehr wahrnimmt, wie unbiblisch die

eigene Existenzweise als Christ ist, die man mit seiner Absonderung als Christ selber gewählt hat.

Damit sind wir schon bei einem weiteren Argument, weshalb es schwerlich möglich ist, ohne Kirche Christ zu sein: Die Kirche und ihre Verkündigung dienen mir immer wieder als heilsames Korrektiv zu meinen eigenen Versuchen, mir selber einen Glauben nach meinen Wünschen und Vorstellungen zusammenzubasteln. Genau in dieser Gefahr stehen wir als Menschen ohnehin immer wieder, dass wir selber das, was wir glauben, für christlich halten, ohne wahrzunehmen, wo wir uns mit unseren Vorstellungen längst vom biblischen Glauben entfernt haben. Nicht umsonst liegt der Ursprung fast aller Sekten darin, dass Menschen meinten, auch ohne Kirche Christen sein und die Heilige Schrift ohne Kirche verstehen und auslegen zu können. Dagegen ist es wichtig und hilfreich wahrzunehmen, dass es auch schon vor mir Christen gegeben hat, die die Heilige Schrift studiert haben, die in ihrem Glauben an Christus Erfahrungen gemacht haben, die auch mich in meinem Glaubensleben voranbringen oder eben auch korrigieren können. Es ist von daher kein Zufall, dass man bei vielen Menschen, die behaupten, sie könnten auch ohne Kirche Christen sein, auf geradezu abstruse Glaubensvorstellungen stößt, die sich nur dadurch entwickeln konnten, dass die Betroffenen keinerlei Austausch mit anderen in Fragen des Glaubens und auch keine Anregungen und Korrekturen durch den Glauben der Kirche bekommen haben.

Im Neuen Testament wird aber auch noch aus einem anderen Grunde bestritten, dass man auch ohne Kirche Christ sein kann: Die Kirche ist der Ort, an dem wir unseren Glauben und unsere Liebe zum Nächsten ganz konkret bewähren sollen. Es gibt ja das schöne Sprichwort: Freunde kann man sich aussuchen, Geschwister nicht. Eben darum geht es in der Kirche: Sie ist kein Freundeskreis oder ein Kreis von Gleichgesinnten, sondern ein Kreis von sehr unterschiedlichen Menschen, mit denen wir dennoch dadurch verbunden sind, dass sie durch die Taufe unsere Brüder und Schwestern sind. Und um diese ganz konkrete Ge-

meinschaft geht es auch im Neuen Testament, wenn es im 1. Johannesbrief heißt: „Wenn jemand spricht: Ich liebe Gott, und hasst seinen Bruder, der ist ein Lügner.“ (1. Johannes 4,20) Ich kann nicht Gott lieben und seine Familie dabei ausklammern. Sondern das Leben in der Familie Gottes ist die Existenzform, die Gott für unser Leben als Christen und für unseren Glauben vorgesehen hat.

Gewiss kann man sich über Vertreter der Kirche und über kirchliche Organisationen ärgern und von ihnen distanzieren. Doch diese Distanzierung entbindet nicht von der Frage danach, wo man denn nun selber sein eigenes geistliches Zuhause hat, in dem einem Gottes Vergebung zugeeignet wird und in dem man sein Christsein in der Gemeinschaft der Brüder und Schwestern praktiziert, indem man sich selber dort mit seinen Gaben einbringt. „Kirche“ sind eben nicht bloß die anderen; „Kirche“ sind auch wir selber.

„Kirche“ wird aber vor allem immer wieder daran erkennbar, dass in ihr das Evangelium so verkündigt wird, wie es der Heiligen Schrift entspricht, und dass in ihr die Sakramente nach der Einsetzung Christi verwaltet werden. Das – und nicht bloß die Frage, ob man sich irgendwo „wohl fühlt“ – sollte der Maßstab dafür sein, wo unser Zuhause ist, das wir als Christen brauchen. Und wer einmal erkannt und erfahren hat, wie ohne das Wort und die Sakramente und ohne die Gemeinschaft mit den Brüdern und Schwestern der eigene Glaube verkümmert und vertrocknet und höchstens noch als intellektuelle Gedankenübung oder als private Frömmigkeit existiert, der wird dann auch ganz von selber bekennen: „Ohne die Kirche, ja, ohne meine Kirche, kann und will ich nicht Christ sein. Und weil ich Christ bin und bleiben will, bin ich froh, die Kirche zu haben und ihr Glied zu sein.“

Weitere Bücher des Sola-Gratia-Verlags

Der Kleine Katechismus Martin Luthers

Eingeführt und ausgelegt von Gottfried Martens.

137 S., 6,00 Euro. ISBN 978-3-9818561-0-1

Detlef Löhde:

Die Mission und Verkündigung des Apostels Paulus

Was uns Paulus zu sagen hat.

190 S., 6,00 Euro. ISBN 978-3-948712-15-0

Jobst Schöne †:

Luthers Bekenntnis vom Altarsakrament

Was Martin Luther vom Heiligen Abendmahl glaubte und lehrte.

95 S., 6,00 Euro. ISBN 978-3-948712-03-7

Matthias Krieser:

Gott ist einfach wunderbar

Tägliche Andachten in einfacher Sprache.

Großformat, gebunden, 412 S., mit Leseband. ISBN 978-3-948712-17-4

Werner Degenhardt und Johannes Junker:

Im Zeichen des Kreuzes Christi

Studien zum Wirken von Theodor Harms.

345 S., 9,00 Euro. ISBN 978-3-948712-13-6

Lüder Wilkens †:

Die Religionen und der christliche Glaube

Gemeinsamkeiten – Gegensätze.

4. Auflage, mit einem Nachruf des 2021 verstorbenen Autors.

84 S., 6,00 Euro. ISBN 978-3-948712-14-3

Gert Kelter:

Gott ist gegenwärtig

Anregungen für die Feier des lutherischen Gottesdienstes.

413 S., 9,00 Euro. ISBN 978-3-9818561-9-4

Werner Führer:

Jesus Christus – Retter aus Tod und Gericht

Vorträge über die gefüllteste Zeit der Geschichte.

218 S., 6,00 Euro. ISBN 978-3-9818561-7-0

Wolfgang Hörner:

Der Grund des Glaubens

2. Auflage. Die Heilige Schrift und die Rechtfertigung des Sünders als Fundamente des christlichen Glaubens.

90 S., 6,00 Euro. ISBN 978-3-9818561-2-5

Matthias Krieser:

Predigen macht Spaß und Arbeit

Eine kleine Homiletik.

130 S., 6,00 Euro. ISBN 978-3-948712-10-5

Matthias Krieser:

Mit Herz und Mund

Zwei Aufsätze über Musiktheorie und geistliche Musik.

117 S., 6,00 Euro. ISBN 978-3-948712-01-3

Matthias Krieser:

Matthäus gepredigt

Predigten über das ganze Matthäus-Evangelium. Mit einem Register zum Kirchenjahr.

560 S., 9,00 Euro. ISBN 978-3-9818561-8-7

Matthias Krieser:

Weise leben

Salomo und sein geistiger Nachlass.

145 S., 6,00 Euro. ISBN 978-3-9818561-5-6

Detlef Löhde:

Gottes Botschaft hören, glauben und verstehen

Ein Glaubensbuch.

202 S., 6,00 Euro. ISBN 978-3-948712-11-2

Detlef Löhde:

Was Christen vom Islam wissen sollten

4. Auflage.

144 S., 6,00 Euro. ISBN 978-3-00-048527-5

Ausführliche Beschreibungen aller lieferbaren Titel auf der Website

www.sola-gratia-verlag.de

Hier können alle Bücher auch als kostenlose E-Books heruntergeladen werden.

Bestellungen an:

Sola-Gratia-Verlag
Matthias Krieser
Königsberger Str. 67
27356 Rotenburg

E-Mail: post@sola-gratia-verlag.de

Tel.: 0 42 61 / 30 57 9 57

